

nunu

Der tiefe Glaube eines Holocaustüberlebenden •
Gründe für die Versöhnung Fatah-Hamas • Orbáns
Ungarn und die Rechtsextremen • Unterwegs mit
Heide Schmidt rund um den Theseustempel

Ausgabe Nr. 56 (2/2014)

Siwan 5774

€ 4,50

www.nunu.at



Samuel Reshevsky

Ein Wunderkind, das die
Schachwelt aufmischte



© Shutterstock/Vectormart, Complot

Bezahlte Anzeige

Wien. Die Stadt fürs Leben.

Sommer in Wien. Ein lauer Sommerabend, ein kühles Getränk und Kultur unter freiem Himmel: Mit dem Schönwetterhalten auch alljährlich die Sommerkinos Einzug in die Stadt. Wien fördert die Sommerkinos und damit auch ein Stück urbanes Lebensgefühl. Ob Hollywood-Blockbuster, Musikfilme, Science Fiction oder Cineasten-Kleinode, ob auf dem Dach, vor dem Schloss oder in der Wiese – die Filme und Locations sind so vielseitig wie die Stadt selbst. Ein Tipp: Profis haben Decke und Gelsenschutz mit dabei. So steht dem Vergnügen nichts mehr im Wege:
Film ab!

www.sommerkinos.wien.at

Stadt Wien
Wien ist anders.

Aus den Tiefen der Kultusgemeinde

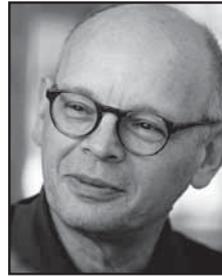


FOTO ©: RGAUD

VON PETER MENASSE

Im vorigen **NU** lässt sich nachlesen, welche Delikatessen es im neu konzipierten Restaurant „Alef-Alef“ gegeben hätte, wenn die Bürokratie der Kultusgemeinde nicht anderweitig beschäftigt gewesen wäre oder möglicherweise sogar bewusst obstruiert hätte. Jetzt ist das von uns ausführlich gewürdigte Speiselokal von Shalom Bernholtz und Edward „Eddie“ Ferszt zumindest in der geplanten Form noch vor seiner Geburt gestorben. Ob das Geschäftslokal am prominenten Platz neben der Kultusgemeinde mitten im touristischen Wien in Frieden ruhen wird oder ob die Granden der Gemeinde ganz andere Pläne damit haben, wird sich erst zeigen.

Die Vorgeschichte: Im Februar des heurigen Jahres schrieb Oskar Deutsch in seinem „Brief des Präsidenten“ ausführlich darüber, dass es zwei Optionen für ein neues Konzept für den Platz neben dem Gemeindezentrum und der Synagoge gegeben habe. Eine Gruppe in der vor drei Jahren (!) eigens gebildeten „Restaurantkommission“ habe sich für einen „Infopoint“ an dieser Stelle ausgesprochen, um die „Öffnung der jüdischen Gemeinde nach außen und die Information der österreichischen Gesellschaft über das jüdische Leben“ voranzutreiben. Dieses Zentrum hätte durch ein Literaturkaffee ergänzt werden sollen, das auch für Veranstaltungen und den Dialog offen sein sollte.

Die Gunst der „SoKo Restaurant“ habe jedoch ein anderes Projekt gewonnen, das vom Duo Shalom Bernholtz und Edward Ferszt vorgelegt wurde und ein „fleischiges“ Restaurant vorsah. Eine durchaus weise Entscheidung, gibt es doch in Wien ein Jüdisches Museum an zwei nahegelegenen Standorten, das „jüdisches Leben heute“ zu seinem besonderen Thema gemacht hat und nicht aufgedoppelt werden braucht. Das Koscher-Essen hingegen bräuchte tatsächlich ganz dringend eine Heimstätte im ersten Bezirk.

Der Präsident schrieb in seinem Brief jedenfalls fast euphorisch: „Ich freue mich sehr, dass unser langjähriger Freund Edward Ferszt nun das Ruder im Restaurant in die Hand genommen hat und wünsche ihm viel Glück und Erfolg für diese Herausforderung.“

Der liebe Freund Eddie hat das Ruder inzwischen wieder aus der Hand gelegt und sich zurückgezogen. Die Forderungen von Seiten der IKG an die Restaurantbetreiber seien im Laufe der Zeit immer absurder geworden und hätten schließlich im unannehmbaren Versuch gemündet, die Arbeitsaufteilung der beiden Partner von außen zu bestimmen.

Weil alles rund um die Beschlüsse der Restaurantkommission, wie auch in sämtlichen anderen wesentlichen Belangen der Kultusgemeinde, hinter verschlossenen Türen stattfindet, weiß man jetzt nicht, ob sich in letzter Minute doch die Infopoint-Freunde durchgesetzt und das Projekt des Restaurants abgewürgt haben oder ob schlicht Unfähigkeit am Totenbett des neuen „Alef-Alef“ steht.

Der Präsident war inzwischen anderweitig beschäftigt. Österreichs Außenminister Sebastian Kurz hatte die geistlichen Würdenträger des Landes zu einem „interreligiösen Dialog“ eingeladen, und alle waren sie gekommen – der Kardinal, der Bischof, der Metropolit und wie die obersten Kirchenfürsten so heißen. Die jüdische Gemeinde war jedoch nicht durch den Oberrabbiner vertreten, sondern durch den Präsidenten. Soll sein. Aber während die anderen Teilnehmer von einem „historischen Tag für die Religionsfreiheit“ sprachen oder jede Intoleranz verurteilten, und während der Vertreter des Islams ehrenhaft meinte, Antisemitismus sei ein „Verbrechen gegen die Menschlichkeit“, wärmte unser Repräsentant ein altes Thema wieder auf, das an dieser Stelle mehr als unpassend einher kam und insgesamt besser nicht mehr öffentlich diskutiert würde. Ohne Beschneidung und Schächtung, ließ Deutsch als seinen interreligiösen Beitrag verlauten, sei jüdisches Leben in Europa nicht möglich.

Eine an dieser Stelle unpassende und insgesamt ganz überflüssige Wortmeldung. Zuletzt hatte nur ein profilierungsbedürftiges Mitglied der Gemeinde einen absurden Kommentar zur Beschneidung im *Profil* veröffentlicht, der sich von selber richtete. Er verstieg sich in diesem Beitrag sogar zur These, dass beschnittene Männer schlechteren Sex haben als unbeschnittene. Da kann man nur sagen: „Dem Rothschild sein Geld und dem Segal seine Sorgen ...“

Ein Präsident, der eine nicht vorhandene Gefahr heraufbeschwört, handelt fahrlässig. Ähnlich wie die graue Eminenz der Gemeinde, Ari Muzicant, mit seinem Interview im *Kurier*. Er behauptete dort, dass Juden in Europa „Freiwillig“ seien. Es stimmt schon, dass es furchtbare Attentate, zuletzt jenes von Brüssel, gegeben hat. Aber gerade als österreichischer Jude in einer österreichischen Zeitung in einer solch übertriebenen Weise zu argumentieren, ist bedenklich. Wir leben in diesem Land respektiert und geachtet.

Beide, Deutsch wie Muzicant, machen den österreichischen Juden, vor allem den alten unter ihnen, Angst. Warum sie das tun, überlasse ich der geschätzten Beurteilung der Leser. Präsidial ist solch Verhalten jedenfalls nicht.



WIR GRATULIEREN

Erwin Javor zur Verleihung des Herzl-Preises 2014. Im Rahmen der Veranstaltung Jom Jeruschalajim der Zionistischen Föderation in Österreich wurde Javor (im Bild mit dem Präsidenten der ZFÖ, Josef Grünberger) für zwei seiner zionistischen Projekte mit dem Herzl-Preis 2014 ausgezeichnet: Für die Gründung und Finanzierung von MENA, der Medienbeobachtungsstelle für die Geschehnisse in Nahost, sowie für die Stiftung eines Gemeindezentrums für die Einwohner von Herzlia in Israel. Der Mitgründer des **NU** ist ein Mann mit bewegenden Ideen; ein Freund, der von ganzem Herzen loben und kritisieren kann; ein Grandseigneur aus Wien und Kenner des jüdischen Lebens, dessen Geschichten tief beeindruckten. Masel Tov, lieber Erwin!

IN TIEFER TRAUER

schließen wir uns den Worten der ICOM-Österreich-Präsidentin Danielle Spera an: „Der Terroranschlag auf das Jüdische Museum in Brüssel hinterlässt uns bestürzt und in Trauer. Das grausame Attentat traf ein Museum, das sich besonders für Toleranz, gegenseitiges Verständnis und interkulturellen Austausch einsetzt. Einen Ort des Erinnerns und Vermitteln von jüdischer Geschichte und Religion. Unsere Anteilnahme und Solidarität gilt unseren Kolleginnen und Kollegen, den Besuchern und allen Angehörigen. Wir senden den Familien der Opfer unser tiefstes Mitgefühl.“

UNS BEEINDRUCKT

eine ungewöhnliche Studentenreise, organisiert von Professor Mohammed Dajani S. Daoudi von der Al-Quds-Universität, die im März 27 Studenten in das Nazi-Konzentrationslager Auschwitz führte. Gemeinsam mit

Zeina Barakat, die Professor Dajani in der Abteilung American Studies betreut, hat er einen Holocaust-Lehrplan für palästinensische Studenten erstellt. In palästinensischen Medien löste die Reise scharfe Kritik aus. Die palästinensische Al-Quds-Universität distanzierte sich von Dajani, sodass er schließlich die Universität verließ.

WIR LESEN

das neue Buch von **NU**-Autorin Petra Stuibler *Kopftuchfrauen. Ein Stück Stoff, das aufregt*. Die Chefin vom Dienst des *Standard* hat mit zehn dieser Frauen gesprochen, die ihr Kopftuch aus religiösen, traditionellen oder ästhetischen Gründen tragen. Das Kopftuch dient häufig als Symbol für die seit Jahren plakativ geführte Integrationsdebatte. Aber nicht nur Musliminnen tragen ein Kopftuch. Das Buch stellt Frauen vor, die ein Kopftuch tragen, und zeigt, wie sie leben und was sie denken. (Mit Fotos von Katharina Roßboth, Czernin-Verlag, 144 Seiten, EUR 19,90)

UNS BEFREMDET

die Geschichte eines Gedenksteines inmitten eines Waldes in Perg, auf dem steht: „Am 7. Mai 1945 wurden hier die Kameraden Herman Hofer, Johann Kloibhofer und drei unbekannte Soldaten auf Grund eines Verrates erschossen.“ Der Gedenkstein wurde offiziell von der Gemeinde Perg in den 50er-Jahren errichtet. Die zwei Perger, deren Namen auf der Tafel aufscheinen, waren Mitglieder der Waffen-SS. Einige Tage vor Kriegsende, als sich die Wachmannschaft des örtlichen KZ vor dem Eintreffen der Amerikaner in Sicherheit zu bringen suchte, bewaffneten sich mehrere KZ-Insassen und begaben sich auf die Suche nach ihren Peinigern. Der Trupp der ehemaligen KZler forderte von den Amerikanern die Herausgabe der ihnen bekannten und gefangen genommenen SS-Männer, brachte sie in den Wald oberhalb von Perg und erschoss sie.

WIR EMPFEHLEN

das 7. Kammermusikfestival auf Schloss Laudon vom 26. bis 31. August. Unser Autor Peter Weinberger

ist Obmann des Festivals, das mit tollen Konzerten aufwartet. Alles Nähere unter www.schlosslaudonfestival.at

UNS BESCHÄFTIGT

das Erscheinen des Buchs *Heimatrecht und Staatsbürgerschaft österreichischer Juden: Vom Ende des 18. Jahrhunderts bis in die Gegenwart* von Hannelore Burger. Die Studie zeigt nicht nur auf, wie wichtig die Erlangung der vollen staatsbürgerlichen Rechte für den gesellschaftlichen, ökonomischen und kulturellen Aufstieg der Juden war, sondern ermöglicht auch einen neuen Blick auf die nationalsozialistische Judengesetzgebung. (Böhlau-Verlag, 274 Seiten, EUR 35,-)

WIR WAREN DABEI

beim Voting für den Eurovision Song Contest, als Israel der österreichischen Kandidatin zwölf Punkte schenkte. Die Vorgängerin von Conchita Wurst war Dana International, geboren als Yaron Cohen, eine israelische Popsängerin, die im Jahr 1998 mit dem Song „Diva“ in Birmingham gewann. Weiters zu nennen: die serbische Sängerin Marija Šerifović, die sich ebenso geoutet hatte – sie siegte beim Eurovision Song Contest 2007 in Helsinki mit dem Lied „Das Gebet“. Aller guten Dinge sind drei.



JÜDISCHE EHE- & PARTNERVERMITTLUNG

+49 (0) 69 5973457

simantov4you

info@simantov-international.com
www.simantov-international.com



FOTO ©: JACQUELINE GODANY

HEIDE SCHMIDT
SEITE 10



FOTO ©: MILAGROS MARTÍNEZ-FLENER

VIKTOR KLEIN
SEITE 31

Leitartikel Peter Menasse 3

AKTUELL

Holocaust-Gedenken ohne Juden – Eine ungarische Farce 6

Der Antisemitismus geht zurück, verschwunden ist er aber nicht 9

UNTERWEGS MIT

Heide Schmidt fallen auch positive Punkte zur Lage Österreichs ein 10

NAHOST

Die Hintergründe der innerpalästinensischen Aussöhnung 14

Ein Lokalausgutschein beim israelischen Privatsender i24News 18

Die jüdische Bevölkerung nimmt seit 2013 weltweit wieder zu 20

ZEITGESCHICHTE

Eine Ausstellung und ein Buch über das vertriebene jüdische Leben in Villach 24

Lise Meitner, Kernphysikerin aus der Leopoldstadt, gilt als eigentliche Entdeckerin der Kernspaltung 26

Moshé Feldenkrais revolutionierte die Lehre von der Bewegung 28

office@nunu.at

JÜDISCHES LEBEN

Viktor „Wolvi“ Klein bewahrte trotz widrigster Umstände seinen Glauben 31

Deutsche und österreichische Emigranten treffen sich seit 1943 bei einem Stammtisch in New York 35

SERIE JÜDISCHE MUSEEN

Das Jüdische Museum Budapest 38

KULTUR

Im November finden zum zweiten Mal die österreichischen Kulturtage in Tel Aviv statt 41

SCHACH

Samuel Reshevsky gilt als eines der ersten Wunderkinder der Schachgeschichte 42

REZENSION

Mein Theresienstädter Tagebuch 1943–1944 von Helga Pollak-Kinsky 44

STANDARDS

Rätsel 46

Engelberg 47

Kohnversationen 49

Unsere Autoren 50

Dajgezzen & Chochmezzen 51

Impressum 52

www.nunu.at

Liebe Leserin, lieber Leser,

seit einigen Jahren erscheinen im **NU** regelmäßig drei Serien, die bereits zu einem Markenzeichen geworden sind. Die jüngste unter ihnen, jene über berühmte jüdische Schachspieler, wurde von unserem Autor Anatol Vitouch ins Leben gerufen. Lesen Sie diesmal über den kleinen Sieger im Matrosenanzug Samuel Reshevsky, dessen Titelbild die Coverseite zielt.

Für seine witzigen und informativen Beiträge erhalten Vitouch, wie auch unsere anderen Autorinnen und Autoren, regelmäßig höchstes Lob von unseren Blattkritikern. Einmal im Quartal nach Herausgabe eines neuen Heftes sind wir stolze Gastgeber von prominenten Journalisten, die uns mit ihren Anregungen helfen sollen, noch besser zu werden. So befindet sich **NU** stets in einer Weiterentwicklung und wird, wie wir glauben, noch lesefreundlicher und informativer.

Die exklusive Serie „Unterwegs mit“ hat schon viele Prominente ins Heft gebracht. Die Idee dahinter ist es, Menschen an einem Ort zu treffen, an dem man sie nicht erwartet. Diesmal hat *Presse*-Chefredakteur Rainer Nowak die frühere Politikerin Heide Schmidt getroffen, die ihren Weg von rechts zur demokratischen Mitte gefunden hat. Wohin die beiden ihren gemeinsamen Ausflug gemacht haben, erfahren Sie im Blattinneren.

In der am längsten bestehenden Serie über die jüdischen Museen der Welt haben wir bisher 27 Häuser von New York bis Buenos Aires und von Kopenhagen bis Casablanca besucht. Mit dem Blick in das Budapester Museum und einer Analyse der aktuellen politischen Situation in Ungarn, die David Rennert recherchiert hat, möchten wir Ihnen über unser Nachbarland berichten, in dem der Rechtsextremismus immer stärker wird. Ein Thema, das niemanden hierzulande kalt lassen sollte.

Ähnlich verhält es sich mit der persönlichen Lebensgeschichte des Holocaustüberlebenden Viktor Klein. Martin Engelberg hat ihn getroffen und mit ihm über seine Erinnerungen geredet. Vor allem die Aussagen über den Glauben, den Klein nie verloren hat, berühren besonders.

Auch die Verantwortlichen der Stadt Villach setzen sich mit dem Thema Antisemitismus auseinander. Danielle Spera war bei der Eröffnung der Ausstellung „Im besten Einvernehmen“ dabei.

Aus Israel haben wir diesmal gleich drei Berichte: Johannes Gerloff schreibt über die Gründe für die Versöhnung zwischen Fatah und Hamas. In einem zweiten Artikel berichtet er über die Folgen der demografischen Entwicklung in der Region. Lukas Wieselberg hat sich während seiner Israelreise auf die Medienlandschaft konzentriert und der **NU**-Redaktion einen Lokalausgutschein übermittelt.

Genießen Sie den Sommer und diese **NU**-Ausgabe, wir haben sie wie immer mit Liebe zubereitet. Wir hoffen, dass Sie viel Lesenswertes und Anregendes darin finden.

Ida Labudović
Chefin vom Dienst



FOTO ©: AP/ EPA/ ATILLA KOVACS

Holocaust-Gedenken ohne Juden – Eine ungarische Farce

Das von Viktor Orbán auserufene Holocaust-Gedenkjahr 2014 ist nichts anderes als die Fortsetzung eines umfassenden nationalistischen Revisionismusprojekts. Der Boykott durch die ungarischen jüdischen Gemeinden und internationale Proteste lassen die Regierung kalt.

VON DAVID RENNERT

Es war kein Zufall, dass die Vollversammlung des Jüdischen Weltkongresses (WJC) im Mai des vergangenen Jahres nicht wie üblich in Jerusalem tagte. Um ein Zeichen gegen den wachsenden Antisemitismus in Ungarn zu setzen, fiel die Wahl des Tagungsorts auf Budapest. WJC-Präsident Ronald Lauder begründete damals die Entscheidung damit, dass sich das Land mit der drittgrößten jüdischen Gemeinde der Europäischen Union unter Premierminister Viktor Orbán auf einem gefährlichen Kurs befinde: Der einst pragmatische Kon-

servative Orbán habe seinen politischen Kompass verloren, Ungarn sei unter seiner Führung romafeindlicher und antisemitischer geworden.

Tatsächlich sind Antisemitismus und Antiziganismus in Ungarn weit verbreitet: Das Land belegt bei vergleichenden Länderstudien regelmäßig Spitzenplätze. Laut einer vom Verband Jüdischer Glaubensgemeinden in Ungarn (Mazsihisz) beauftragten repräsentativen Studie von Anfang 2014 sind antisemitische Einstellungen unter rund 40 Prozent der Bevölkerung verbreitet, sieben Prozent

unterstützen demnach sogar extreme antisemitische Stereotype. Beinahe zwei Drittel würden wiederum nicht akzeptieren, dass sich im Freundeskreis ihrer Kinder Roma befänden. Die Autoren sprechen mit Blick auf frühere Studien von einem signifikanten Anstieg – und einem klaren Zusammenhang mit dem Einzug der rechtsextremen, rassistischen und offen antisemitischen Partei Jobbik ins ungarische Parlament im Jahr 2010.

Jobbik auf dem Vormarsch

Seither legten die extremen Rechten,

Laut einer vom Verband jüdischer Glaubensgemeinden in Ungarn beauftragten, repräsentativen Studie von Anfang 2014 sind antisemitische Einstellungen unter rund 40 Prozent der Bevölkerung verbreitet, sieben Prozent unterstützen demnach sogar extreme antisemitische Stereotype.

die in der Tradition der faschistischen ungarischen Pfeilkreuzler stehen, weiter zu. Bei den Parlamentswahlen Anfang April 2014 kam Jobbik auf 20,22 Prozent der Stimmen und konnte ihre Position als drittstärkste Partei weiter ausbauen. Der Weg dorthin wurde durch die gesellschaftliche Tendenz zu Nationalismus, völkischem und autoritärem Denken seit den 1990er-Jahren aufbereitet – mit tatkräftiger Unterstützung der Regierungspartei Fidesz unter Orbán. Denn sie war es, die in den vergangenen Jahren mit außenpolitischem Revanchismus, innenpolitischem Demokratieabbau und Maßnahmen zur Geschichtsfälschung verstärkt auf eine ungarische „Volksgemeinschaft“ setzte. Immer wieder fielen Fidesz-Vertreter mit unverhohlenen antisemitischen Tönen auf, vor allem aber mit der Verklärung des profaschistischen, autoritären Regierungssystems unter Miklós Horthy (1920 bis 1944) und einer historischen Täter-Opfer-Umkehr.

Horthy erließ bereits 1920 die ersten antisemitischen Gesetze, als Verbündeter Hitlerdeutschlands beteiligte sich Ungarn unter seiner Herrschaft 1941 am Überfall auf Jugoslawien und die Sowjetunion. Im selben Jahr deportierten die ungarischen Behörden mindestens 18.000 als „ausländisch“ definierte Juden in das von NS-Deutschland besetzte ukrainische Kamenez-Podolsk, wo die Nationalsozialisten das bis dahin größte Massaker des Holocaust anrichteten. Die Deportation von 437.000 ungarischen Juden unter der Aufsicht Adolf Eichmanns zwischen Mai und Juni 1944 wäre ohne die volle Kollaboration der ungarischen Behörden nicht möglich gewesen. Auf internationalen Druck ließ Horthy die Deportationen dann stoppen, was zweifelsfrei seinen Handlungsspielraum und damit seine Mitverantwortung auch nach der deutschen Besetzung im März 1944 aufzeigt. Seit Jahren arbeitet die Regierung Orbán nun schon aktiv an der

Revision dieses unrühmlichen Kapitels der ungarischen Geschichte – etwa durch die Einweihung zahlreicher Horthy-Denkmäler und Finanzierung revisionistischer Forschungsprojekte. Die Überschneidungspunkte mit der rechtsextremen Jobbik sind dabei zahlreich – nicht zuletzt, um das radikale Wählerpotenzial nicht kampfflos aufzugeben.

PR-Maßnahmen

„Wir haben eine moralische Pflicht zur Nulltoleranz gegen Antisemitismus“, beteuerte Orbán in seiner mit Spannung erwarteten Rede vor dem WJC in Budapest. Ansonsten bemühte er sich, zu beschwichtigen und die Situation in seinem Land klein-zureden: Im Unterschied zu anderen Ländern gebe es in Ungarn schließlich keine Anschläge auf Synagogen, außerdem solle man dafür sorgen, dass der Holocaust nicht in Vergessenheit gerate. Mit keinem Wort erwähnte er die rechtsextreme Jobbik, die noch am Vortag lautstark antisemitische Proteste gegen die Abhaltung der WJC-Tagung in Ungarn abgehalten hatte. „Wir Ungarn sind keine Antisemiten, wir sind nur etwas Besonderes, weil wir die einzigen in Europa sind, die Israel nicht die Füße lecken“, ließ deren Parteichef Gábor Vona wissen. Und er forderte die ungarischen Juden auf, „sich für die Morde an Ungarn zu entschuldigen“, die angeblich jüdische Kommunisten begangen hätten.

Die internationale Presse war denkbar schlecht, die ungarische Regierung steuerte dagegen – und überraschte ihre Kritiker: Sie erklärte das Jahr 2014 zum Holocaust-Gedenkjahr. Angesichts des 70. Jahrestags der Deportation der ungarischen Juden wurden zahlreiche Initiativen gestartet: Unter anderem sollten landesweite Gedenkfeiern stattfinden, Synagogen renoviert und ein neues Holocaust-Gedenkzentrum im Bahnhofsgelände der Budapester Josefstadt eingerichtet werden. Doch die positive PR war

nicht von langer Dauer, das staatliche Gedenkjahr wurde binnen kürzester Zeit von historischen Provokationen und skandalösen Aussagen überschattet und entpuppte sich als Farce. Begonnen hat das Gedenkjahr zwar tatsächlich mit flächendeckenden Gedenkveranstaltungen. Allerdings nicht für die Opfer des Holocaust, sondern für die 1942/43 in der Sowjetunion gefallenen ungarischen Soldaten. Den Überfall auf die Sowjetunion interpretierte der Verteidigungsstaatssekretär Tamás Vargha dabei wie folgt: „Auf fernem russischen Schlachtfeldern haben ungarische Soldaten ihre Heimat verteidigt.“

Fremdenpolizeiliche Maßnahme

Ebenfalls im Jänner kündigte die Regierung die Schaffung eines staatlichen Geschichtsforschungsinstituts mit dem bezeichnenden Namen Veritas an. Dessen erklärte Zielsetzung: „Das nationale Selbstwertgefühl wiederherzustellen, den Zeitraum zwischen den zwei Weltkriegen neu zu erforschen und die Ereignisse der ungarischen Geschichte in einem etwas anderen Geiste darzustellen.“ Offenkundig geht es also um eine Neuschreibung der Horthy-Ära und der ungarischen Beteiligung am Holocaust – im Sinne des „nationalen Selbstwertgefühls“. Der Leiter des neuen Instituts, Sándor Szakály, beseitigte gleich selbst alle Zweifel daran, als er Horthy von der Verantwortung für den Massenmord in Kamenez-Podolsk freisprach: Die „Abschiebung“ der Juden aus Ungarn sei lediglich eine „fremdenpolizeiliche Maßnahme“ gewesen. Der Militärgeschichtler, der bereits mehrmals als historischer Sachverständiger zur Entlastung von NS-Kriegsverbrechern in Erscheinung getreten ist, wurde von der Regierung auch in Veranstaltungen des „Gedenkjahres 2014“ eingebunden.

Auch der nächste Skandal ließ nicht lange auf sich warten: Die Regierung kündigte die Errichtung eines Mahn-

Ein Denkmal, das an die Tragödie der Nazi-Besetzung Ungarns erinnere, dürfe nicht jegliche Mitverantwortung an der Deportation der ungarischen Juden negieren. Die Wahlergebnisse aber zeigen: In Orbáns Ungarn darf es das schon.

mals zum Gedenken an die deutsche Besetzung Ungarns am 19. März 1944 auf dem Budapester Freiheitsplatz an. Wie die Pläne des nicht öffentlich ausgeschriebenen Denkmals zeigen, wird Ungarn dabei vom Erzengel Gabriel (in heller Bronze) mit gebrochenem Flügel in ikonenhafter Opferpose verkörpert. Aggressiv stößt der deutsche Reichsadler (in schwarzer Bronze) auf ihn herab, daneben prangt die Aufschrift: „Deutsche Besetzung Ungarns, 19. März 1944“. Dahinter stehen 13 Säulen, eine davon ist – im Hintergrund – der „Erinnerung an alle Opfer“ gewidmet. Ganze Arbeit also – im Sinne der revisionistischen Einzementierung des ungarischen Opfermythos.

Holocaust als „Schicksal“

Zahlreiche Intellektuelle, Wissenschaftler und Vertreter jüdischer und zivilgesellschaftlicher Organisationen – innerhalb wie außerhalb Ungarns – verurteilten die Initiative scharf. In die Kritik gerieten auch die Pläne für das größte Vorhaben der Regierung: das unter dem Namen „Haus der Schicksale“ geplante staatliche Holocaust-Gedenkzentrum in der Budapester Josefstadt. „Dass hier der Holocaust als ‚Schicksal‘ aufgefasst wird, ist wohl ein bewusster Gegenentwurf zu Imre Kertész“, sagt Éva Kovács, Leiterin des Lehrstuhls für Forschungsgeschichte am Institut für Soziologie der Ungarischen Akademie der Wissenschaften und Forschungsleiterin des Wiener Wiesenthal Instituts (VWI). Der ungarische Literaturnobelpreisträger Kertész verarbeitete in seinem weltbekannten *Roman eines Schicksallosen* unter anderem seine Erfahrungen in Auschwitz und Buchenwald. „Man kommuniziert damit, dass die Shoa das unvermeidbare Schicksal der Juden war“, so Kovács im Gespräch mit NU. In die inhaltliche Planung des Projektes seien weder jüdische Gemeinden noch die Öffentlichkeit eingebunden worden.

Bisher war nur zu vernehmen, dass ein besonderer Fokus auf Rettern liegen soll, also auf mutigen Ungarn, die Juden versteckten und so vor der Deportation bewahrten. Die Befürchtung einer verzerrten Darstellung der Geschehnisse ist bei diesem Schwerpunkt naheliegend.

Auch die als mögliche Leiterin des Zentrums gehandelte Mária Schmitt erweckt Misstrauen. Sie verantwortet bereits das im Jahr 2002 ebenfalls von Orbán initiierte „Haus des Terrors“. Das Museum auf der berühmten Budapester Boulevardstraße Andrassy út entspricht nämlich ganz dem Geschichtsbild der Regierung: Der ungarische Nationalsozialismus erfährt eine starke symbolische Gleichsetzung mit dem Kommunismus, die Verbre-



FOTO ©: APA/ EPA/ DIVAKANT SOLANKI

Premierminister Viktor Orbán trennt zwischen „Ungartum“ und „Judentum“

chen der kommunistischen Ära sind in der Ausstellung jedoch massiv überrepräsentiert. Die Mitverantwortung des Horthy-Regimes an der Ermordung der ungarischen Juden kommt schlicht überhaupt nicht vor. „Es hat immer mehr den Anschein, als hätten wir es nicht mit einem, sondern mit zwei Gedenkjahren zu tun“, schreibt die Historikerin und Nationalismus-Expertin Mária M. Kovács in der *Europäischen Rundschau*. „Parallel zum Holocaust-Gedenkjahr ist nämlich eine zweite – inoffizielle – erinnerungspolitische Offensive zu beobachten, in deren Zentrum die Rehabilitierung

von Miklós Horthy steht.“

„Ungartum“ und „Judentum“

Angesichts dieser Entwicklungen kündigte die wichtigste jüdische Organisation des Landes, der Verband Jüdischer Glaubensgemeinden in Ungarn (Mazsihisz) an, das staatliche Gedenkjahr bis auf weiteres zu boykottieren. Mazsihisz zeigte sich aber verhandlungsbereit: In einem Brief an die Regierung forderte der Verband, vom Bau des Besatzungsdenkmal und dem Projekt „Haus der Schicksale“ abzusehen und den Leiter des Instituts Veritas, Sándor Szakály, abzusetzen. Dann könne man wieder über eine Teilnahme der jüdischen Gemeinden sprechen. In seinem Antwortschreiben ging Orbán auf keine der Forderungen ein. Stattdessen ist dort von einem Dialog zwischen dem „Ungartum“ und dem „Judentum“ die Rede.

Die Regierung will der Kritik zum Trotz an allen Plänen für das Gedenkjahr festhalten. Einzig die Umsetzung des – unveränderten – Besatzungsdenkmal wurde auf nach der Parlamentswahl im April verschoben. Seit dem Baubeginn am Freiheitsplatz formieren sich dort regelmäßig Demonstrationen dagegen, die bereits mehrmals von der Polizei aufgelöst wurden. Zum Redaktionsschluss Anfang Juni stand der Eröffnungstermin noch nicht fest, er dürfte aber unmittelbar bevorstehen. Daran wird wohl auch der offene Brief von 30 jüdischen US-Senatoren und Kongressabgeordneten an die ungarische Regierung von Ende Mai nichts ändern. Sie appellierten, den Bau des Denkmals in der geplanten Form zu überdenken. Ein Denkmal, das an die Tragödie der Nazi-Besetzung Ungarns erinnere, dürfe nicht jegliche Mitverantwortung an der Deportation der ungarischen Juden negieren. Die Wahlergebnisse aber zeigen: In Orbáns Ungarn darf es das schon.



Plakat der Plattform
„Jetzt Zeichen setzen!“

Antisemitismus: Rückläufig, aber nicht verschwunden

Vor allem in Deutschland registrieren die Forscher des amerikanischen Pew Research Center einen deutlichen Rückgang der Ressentiments. Der Antisemitismus als Phänomen jedoch bleibt. Ebenso wie die Angst in der jüdischen Bevölkerung Europas.

VON UTE ROSSBACHER

Während die Vorbehalte gegenüber Roma und Muslimen in Europa tendenziell zunehmen, gehen sie gegenüber Juden zurück. Zu diesem Ergebnis kommt die kürzlich veröffentlichte Pew Global Studie. Die Autoren haben dazu im Rahmen ihres sogenannten „Global Attitudes Project“ zwischen März und April dieses Jahres rund 7.000 Personen in Italien, Frankreich, Griechenland, Großbritannien, Polen, Deutschland und Spanien befragt.

Der Studie zufolge hegen durchschnittlich 18 Prozent der Befragten Vorurteile gegenüber Juden. Mit 47 Prozent ist der Antisemitismus in Griechenland am stärksten ausgeprägt, mit 5 Prozent in Deutschland am schwächsten. Letzteres ist insofern bemerkenswert, als noch 1991 die Ablehnung jüdischer Bürger bei 24 Prozent lag.

Ähnlich rückläufige Tendenzen weisen Großbritannien (7 Prozent) und Frankreich (10 Prozent) auf. In Polen (26 Prozent), Italien (24 Prozent) und Spanien (18 Prozent) geht diese Entwicklung im Vergleich langsamer vor sich.

Das Pew Research Center mit Sitz in Washington D.C. gilt als unabhängig

agierende Organisation von Weltruf, die rund um den Globus Meinungsumfragen zu unterschiedlichen gesellschaftspolitisch relevanten Themen durchführt. Das jüngste Ergebnis des „Global Attitudes Project“ steht dabei in einem Spannungsverhältnis zur letzten Befragung jüdischer EU-Bürger durch die EU-Agentur für Grundrechte (FRA), die ihren Bericht im Herbst 2013 veröffentlichte. Von den knapp 6.000 befragten Teilnehmern in acht europäischen Ländern (Deutschland, Belgien, Großbritannien, Frankreich, Ungarn, Italien, Lettland und Schweden) gaben zwei Drittel an, dass sich die Situation der Juden in den vergangenen fünf Jahren verschlechtert habe – insbesondere in Frankreich und Ungarn, wo fast jeder Zweite laut eigenen Angaben erwägt, das Land zu verlassen. Im EU-Durchschnitt sind dies 29 Prozent.

Für Unruhe sorgt in diesem Zusammenhang die Verbreitung antisemitischer Hetze im Internet, die vor allem aus Sicht französischer (71 Prozent) und ungarischer Juden (65 Prozent) in den letzten fünf Jahren stark zugenommen hat.

Durchschnittlich 21 Prozent der Befragten gaben überdies an, in den

zwölf Monaten vor der Befragung von antisemitischen Vorfällen, die von Beschimpfungen bis zu körperlicher Gewalt reichten, betroffen gewesen zu sein. Nur 76 Prozent von ihnen fanden eigenen Angaben zufolge den Mut, sich an die Polizei oder andere Organisationen zu wenden. Die FRA legte aufgrund dieses Ergebnisses Europas Regierungen nahe, gezielte Maßnahmen zum besseren Schutz jüdischer Bürger zu ergreifen.

Vor allem in Frankreich, wo sowohl die größte jüdische als auch die größte muslimische Gemeinde Europas leben, wird dies vor dem Hintergrund antisemitisch motivierter Übergriffe durch islamistische Kräfte zu einer zunehmenden Herausforderung.

Die FRA-Forscher konzentrierten sich bei ihrer Erhebung auf jene EU-Länder, in denen in Summe rund 90 Prozent der jüdischen Bevölkerung Europas leben.

Österreich ist hier nicht erfasst. Die Untersuchung der amerikanischen Anti Defamation League aus dem Jahr 2012 verzeichnet auch hierzulande einen leichten und stetigen Rückgang antisemitischer Tendenzen, die bei 10 bis 30 Prozent der Bevölkerung geortet werden.



Die silberne Lady

Heide Schmidt kennt auch das Scheitern. Ihr Befund zur Lage Österreichs fällt überraschend wenig negativ aus. Vielleicht sind dafür auch die blühenden Blumen im Volksgarten mitverantwortlich.

VON RAINER NOWAK (TEXT) UND JACQUELINE GODANY (FOTOS)

Ist das ernst gemeint? „Schauen Sie, wie schön das hier ist! Alles blüht. Vor ein paar Tagen bin ich hier spazieren gegangen, die Menschen waren so fröhlich, Fremde grüßten und sprachen einander an.“

Es ist ernst gemeint. Heide Schmidt geht mit NU spazieren und strahlt. Es ist auch nicht etwa Rom oder Siena, das sie so begeistert. Es ist Wien an einem Spätfrühlingstag, und wir stehen vor dem Theseustempel im Volksgarten. Irgendwie hatte der vor der Blitzblank-Renovierung mehr Charme. Jetzt sieht man den Klassizismus-Antike-Kitsch zu deutlich. Und irgendwie ist Heide Schmidt so gut gelaunt, dass es sogar einen Tageszeitungs-Chefredakteur 2014 anstecken müsste.

Heide Schmidt grüßen Fremde aber vermutlich auch, wenn es nicht so frühlingshaft ist. Wenige (Ex-)Politikerinnen sind in dieser Stadt so bekannt und geben schon so lange und fast immer gerne ausführliche und differenzierte Interviews. Genau genommen ist sie schon seit 2009 nicht mehr aktive Politikerin, wird aber noch immer als Vertreterin der viel zitierten Zivilgesellschaft befragt und – vor allem natürlich politisch links der Mitte – geschätzt. Sie musste politische Niederlagen einstecken, hatte einst aus Protest die FPÖ verlassen, eine eigene Partei gegründet, war mit der einige Zeit lang erfolgreich, flog dann aber aus dem Nationalrat. Versuchte 2008 die Rückkehr und scheiterte erneut. Heute hat sie zumindest

die späte Genugtuung, dass die Konkursmasse des Liberalen Forums mit den Neos fusionierte und so irgendwie wieder im Parlament ist.

Andere Politiker würden mit so einem politischen Lebenslauf polemisch, zynisch und frustriert werden – nicht wenige auch ohne oder schon viel früher. Heide Schmidt ist das Gegenteil von frustriert. Und keinen Deut abgebrüht. Abgeklärt trifft es eher.

Anders formuliert: Fragt man Schmidt ein paar Meter vom Parlament entfernt nach ihrer Einschätzung zur Lage Österreichs, fallen ihr auch positive Punkte ein. So sieht sie weiterhin eine starke Zivilgesellschaft, die gegebenenfalls noch immer Widerstand leistet. Einzelne Initiativen wie *respekt.net* zeugten davon, dass sich Bürger zusammenschließen, wenn es gelte, das Versagen des

Staates aufzuzeigen. Möglicherweise sei das auch mit dieser Regierung notwendiger als früher, sagt sie leise. Mit Blick auf die vergangenen 30, 40 Jahre sieht sie auch klare Fortschritte, wenn es um die Stellung der Frau geht. Natürlich gebe es weiterhin noch immer eklatante Unterschiede und Probleme, etwa bei der Bezahlung und in vielen Berufen, aber insgesamt habe sich viel verbessert. Wenn auch der Befund von Brigitte Ederer zutreffe, wonach sich die Stellung der Frau vor allem in bildungsnahen Schichten verändert habe. Und sich manches auch wieder verschlechtert habe, so etwa die Durchlässigkeit unserer Gesellschaft. So sei es als klassisches Arbeiterkind mit Begabung in der Sozialdemokratie zur Zeit von Bruno Kreisky leichter gewesen, zu studieren und aufzusteigen, weil das ein allgemeines gesellschaftspolitisches Ziel war. Das sei es heute nicht mehr, so Schmidt.



Heide Schmidt geht mit NU spazieren.

Andere Politiker würden mit so einem politischen Lebenslauf polemisch, zynisch und frustriert werden – nicht wenige auch ohne oder schon viel früher. Heide Schmidt ist das Gegenteil von frustriert. Und keinen Deut abgebrüht. Abgeklärt trifft es eher.



Was sie politisch fürchte? Schmidt zögert nicht lange: den Rechtspopulismus und die Entpolitisierung. Ersterer war der Grund, warum sie die FPÖ verlassen hat: Sie war als Mitarbeiterin 1977 zur Volksanwaltschaft gekommen, wurde durch ihre TV-Auftritte einer breiten Öffentlichkeit bekannt. Sie habe als Mitglied des Attersee-Kreises mit anderen versucht, die FPÖ als liberale Partei zu positionieren. Dann kam Jörg Haider, durch ihn stieg sie als Parade-Liberale aus Wien zur Generalsekretärin auf. Das Ausländer-Volksbegehren war dann zu viel für sie. 1993 verließ sie mit vier anderen Abgeordneten die FPÖ und gründete das Liberale Forum. Jörg Haider habe die politische Kultur in Österreich sehr zum Negativen verändert. Meint sie heute. Der persönliche Angriff auf politische Gegner, die Diffamierung von Personen sei seit Haider Alltag – bei fast allen Parteien und Medien.

Ähnlich bedrohlich findet sie aber das fehlende Vertrauen in die Politik: „Wenn ich daran denke, dass immer öfter der Wunsch nach einer Expertenregierung formuliert wird, graut mir. Es gibt nun einmal nicht nur eine Wahrheit und eine einzige Lösung für ein Problem.“ Daher müsse eine Entscheidung immer auch politisch sein. Es gehe immer darum, wie und wohin man etwas verändere, meint Schmidt. Dies mittels Pseudo-Objektivität ausschalten zu wollen, sei schlicht absurd, sagt sie.

Berühmt wurde ein Satz Heide Schmidts zum Start des Liberalen Forums – ein Zitat von Ingeborg Bachmann. „Die Wahrheit ist den Menschen zumutbar.“ Das müsse der Leitsatz der Politik sein, die dann folgerichtig auch unpopuläre Maßnahmen zu setzen habe, wenn es notwendig sei. Die aktuelle Regierung macht dieser Tage ziemlich genau das Gegenteil da-



von, „diese Zögerlichkeit“ ist für sie unmöglich. Heide Schmidt gehört zu den Gesprächspartnern, die sich den Widerspruch gleich selbst formulieren: Stimmt, das kann auch unangenehme Konsequenzen haben. Und die Ex-Präsidentschaftskandidatin nennt gleich die Beispiele: Da war der Bürgermeister von Altaussee, der ein Spital schließen wollte, um den Sparkurs mitzutragen, und dafür abgewählt wurde. Oder die steirische Landesregierung: Die Erfolge der FPÖ sind wohl auch Folge der teils unpopulären Reformmaßnahmen im Land. Schmidt überlegt kurz und sagt dann: „Vielleicht waren diese Maßnahmen auch nicht gut und genau genug erklärt. Zum ‚Was‘ gehört auch immer das ‚Wie‘ – wie kommuniziere ich etwas, oder fahre ich einfach drüber.“

Schmidt hat ihre politische Karriere als Rechtsliberale begonnen und als Linksliberale beendet. Aus ihrer scharfen Ablehnung der schwarz-blauen Regierung, die ein paar Meter weiter unterirdisch zu ihrer Angelobung gehen musste, hat sie nie einen Hehl gemacht. Blau-Schwarz war der Grund für ihre Annäherung an die SPÖ, die sie dann bei einer Nationalratswahl empfahl. Heute schließt sie ein poli-

Fragt man Schmidt ein paar Meter vom Parlament entfernt nach ihrer Einschätzung zur Lage Österreichs, fallen ihr auch positive Punkte ein. So sieht sie weiterhin eine starke Zivilgesellschaft, die gegebenenfalls noch immer Widerstand leistet.



tisches Comeback aus. Zwar hat sie die Fusion des Rest-Liberalen-Forums befürwortet und im Hintergrund die Fäden gezogen. Wofür sie auch von Matthias Strolz mit *standing ovations* bedacht wurde. Das war es dann aber. Heute kümmert sich Schmidt verstärkt um karitative Belange. Gemeinsam mit ihrem politischen Wegbegleiter Hans-Peter Haselsteiner war sie bei der von ihm finanzierten Concordia-Hilfsaktion in Moldawien. Auch dort waren wir spazieren gegangen: Am letzten Schultag feierten die Kinder eines riesigen Kinderdorfs in Piritana nahe der Grenze zu Transnistrien Schulschluss. In Piritana leben 170 Kinder und Jugendliche zwischen drei und 18 Jahren, die aus sozial schwierigen Verhältnissen kommen. Viele von ihnen wurden von den Eltern, die von heute auf morgen ins Ausland arbeiten gingen, im Stich gelassen. In Moldawien lässt sich beobachten, wie eine Gesellschaft teils zerfällt. Die Lebensfreude der betreuten Kinder an diesem magischen Schulschluss tag rührte Schmidt ebenso wie die mitgereisten Journalisten. Sich um die Verlierer der Zeit zu kümmern, sieht sie als wichtige Aufgabe. Aber ans Aufhören denkt Heide Schmidt nicht. Nicht in Piritana, nicht im Volksgarten.

Pakt zwischen Israels Feinden

Die Hintergründe der innerpalästinensischen Aussöhnung

VON JOHANNES GERLOFF, JERUSALEM



Palästinenser feiern die Versöhnung
zwischen Fatah und Hamas

FOTO ©: WISSAM NASSAR XINHUA/ EYEVINE/ PICTUREDESK.COM

„Die Ära der innerpalästinensischen Streitigkeiten ist Vergangenheit!“ Diese feierliche Erklärung von Hamas-Premierminister Ismail Hanije sollte das offizielle Ende von sieben Jahren erbitterter Feindschaft zwischen Fatah und Hamas sein. Welche Früchte das „historische“ Abkommen bringen wird, das Vertreter beider Fraktionen am 23. April 2014 im Schati-Flüchtlingslager von Gaza unterzeichnet haben, werden die kommenden Monate zeigen. Die Motive, die dazu geführt haben, dass sich zutiefst zerstrittene Männer die Hände reichten, werden die weiteren Entwicklungen entscheidend bestimmen.

Eigentlich ist das jüngste Aussöhnungsabkommen zwischen der eher säkular ausgerichteten Fatah und der radikal-islamischen Hamas lediglich eine Absichtserklärung, das umzusetzen, was in vergangenen Jahren bereits beschlossen worden war. Neu gegenüber den Abkommen von Mekka (2007), Kairo (2011) oder Doha (2012) – um nur die herausragenden von einem guten halben Dutzend Vereinbarungen zu nennen – ist an „Schati 2014“ lediglich der Zeitrahmen.

Tiefe ideologische Gräben trennen die palästinensischen Verhandlungspartner. Nach persönlichen Begegnungen kann man sich nur schwer des Eindrucks erwehren, die Palästinenser kommen eher zu einer Einigung mit Israel, als Fatah und Hamas untereinander.

Die Gründung von Fatah und Hamas

Die Fatah wurde Ende der 1950er-Jahre von Jasser Arafat und seinen Weggefährten gegründet und mauserte sich nach dem Sechstagekrieg von 1967 zur stärksten und bis heute bestimmenden Fraktion innerhalb der Palästinensischen Befreiungsbewegung PLO. Schon früh schloss sich der heutige Präsident Mahmud Abbas der Bewegung an, die von nationa-

listischen Idealen und einer sozialistischen Ideologie getragen war und religiöse Diskriminierung explizit ablehnt.

Die Hamas dagegen war in der zweiten Hälfte der 1980er-Jahre als „Islamische Widerstandsbewegung“ von religiösen Eiferern um den querschnittsgelähmten Scheich Ahmed Jassin gegründet worden, die durchweg von der ägyptischen Muslimbruderschaft geprägt waren. Sie sieht sich den islamischen Prinzipien des wahhabitischen Islam und dessen weltweitem Machtanspruch verpflichtet – was mit den ideologischen Grundlagen der Fatah, wenn überhaupt, nur schwer vereinbar erscheint.

Bei den palästinensischen Parlamentswahlen im Januar 2006 errang die Hamas eine Zweidrittelmehrheit. Doch dieser Wahlsieg wurde von den entscheidenden Spielern auf der Politbühne Nahost nicht anerkannt. So entstand das Paradox, dass sich im Sommer 2007 im Gazastreifen eine Bewegung an die Macht putschte, die eigentlich demokratisch gewählt worden war und bis heute einen breiten Rückhalt in der Bevölkerung genießt. In der Folgezeit bekämpften sich Fatah und Hamas auf blutige und äußerst brutale Weise, was tiefe Wunden innerhalb der palästinensischen Gesellschaft verursacht hat.

Jetzt wollen Fatah und Hamas innerhalb von fünf Wochen eine Einheitsregierung bilden. Den Vorsitz soll Präsident Mahmud Abbas einnehmen, an dessen Seite die Premierminister Rami Hamdallah (Fatah/Ramallah) und Ismail Hanije (Hamas/Gaza) stehen. Nach Bildung dieser Übergangsregierung sollen innerhalb eines halben Jahres Neuwahlen in der Palästinensischen Autonomie stattfinden, und zwar für den Präsidenten, den Legislativrat (das palästinensische Par-

lament) und die Palästinensische Befreiungsorganisation (PLO) gleichzeitig. Um das zu ermöglichen, müssen radikal-islamische Organisationen wie Hamas oder der Palästinensische Islamische Dschihad der PLO beitreten.

Mahmud Abbas hat die Chance genutzt, in den Verhandlungen, die Israelis und Palästinensern gleichermaßen von ihren „amerikanischen Freunden“ aufgezwungen worden waren, einen Akzent zu setzen. Der Handschlag mit der Hamas hat dem Westen gezeigt, dass die Palästinenser noch andere Optionen haben, als jahrelang unter Druck ergebnislos weiter verhandeln zu müssen. Die in jüngster Zeit wiederholten Drohungen, die Palästinensische Autonomiebehörde (PA) aufzulösen, müssen auf einer ähnlichen Ebene verstanden werden, ebenso die Anträge bei den Vereinten Nationen zur Aufnahme in eine Reihe von internationalen Verträgen und Institutionen.

Eigentliche Triebkraft für die Annäherung an die Hamas dürften für das alte Fatah-Mitglied aber innenpolitische Überlegungen gewesen sein. Er selbst war zuletzt vor mehr als acht Jahren durch Wahlen im Amt bestätigt worden. Dringend braucht Abbas eine neue Legitimierung als Führer der Fatah, Chef der PLO, Vorsitzender der PA und „Präsident des Staates Palästina“, der bislang eigentlich nur auf Briefköpfen in Ramallah real existiert. Den 79-Jährigen mag auch die Angst treiben, einmal als derjenige dazustehen, der das Erbe Arafats verspielt und das palästinensische Volk gespalten hat. Vielleicht will er aber auch nur die traditionelle Stellung der Hamas im Friedensprozess mit Israel herausfordern und neu positionieren?

Jedenfalls ist das Abkommen vom Schati-Flüchtlingslager Symptom einer inneren Schwäche, nicht nur in der Fatah, PLO und PA von Mahmud

Die Fatah wurde Ende der 1950er-Jahre von Jasser Arafat und seinen Weggefährten gegründet und mauserte sich nach dem Sechstagekrieg von 1967 zur stärksten und bis heute bestimmenden Fraktion innerhalb der Palästinensischen Befreiungsbewegung PLO.

Abbas, sondern auch in der islamischen Widerstandsbewegung Hamas, die sich seit 2007 im Gazastreifen einer realen Regierungsverantwortung zu stellen und damit zu bewähren hat. Genau wie die Fatah leidet die Hamas unter einer ständig fortschreitenden Erosion ihrer Legitimität und Popularität.

Außenpolitisch hat sich die Hamas in den zurückliegenden drei Jahren geradezu systematisch isoliert. Im syrischen Bürgerkrieg fand sie sich „auf der falschen Seite“ und verlor dadurch die Unterstützung ihrer traditionellen Geldgeber in Damaskus und Teheran. Mit Präsident Mursi fiel die Unterstützung aus Ägypten. Auch aus der Perspektive von Saudi-Arabien und Jordanien wird die Hamas nicht nur als irgendeine Terrororganisation gesehen, sondern ist als palästinensischer Zweig der Muslimbruderschaft Staatsfeind Nummer eins und damit eine existenzielle Bedrohung dieses Regimes. Außer dem Scheichtum Qatar im Persischen Golf überweist lediglich noch das Nato-Mitglied Türkei regelmäßig Geld an die Hamas. An-

sonsten ist die Bevölkerung im Gazastreifen vollständig und ausschließlich vom jüdischen Israel abhängig.

Die Motive für die angestrebte Einigung

Der Handschlag mit der Fatah soll definitiv die feindlich gesinnten Generäle in Kairo besänftigen, um die Blockade erträglicher zu machen, Bewegungsfreiheit und Raum zum Atmen für die Hamas zu schaffen, im Gazastreifen, aber auch im Westjordanland. Er soll die leeren Kassen füllen, wirtschaftlichen und politischen Druck, vor allem auch aus der eigenen Bevölkerung, abbauen. Die angespannte Finanzlage dürfte auch für die Fatah ein Beweggrund zur Annäherung an die Hamas gewesen sein. So strömten EU-Gelder bislang quasi bedingungslos und unkontrolliert ins palästinensische Autonomiegebiet. Am 3. April hatte das EU-Parlament jedoch per Gesetz Bedingungen für die weitere finanzielle Unterstützung der PA gestellt.

Eine Integration in die PLO bedeutet definitiv mehr Einfluss für die Ha-

mas. Dass dies neben den Engpässen ein entscheidender Antrieb für die Bewegung ist, erklärte der in Saudi-Arabien wohnhafte Muslimbruder und Hamasmitglied der ersten Stunde, Mahmoud Mohammad Issa Tuama, nach seiner Festnahme im April gegenüber Ermittlern des israelischen Inlandsgeheimdienstes Schabak. Aufgrund des Rückhalts, den die Hamas aller Notlage zum Trotz noch immer in weiten Teilen der Bevölkerung genießt, könnte sie das Ruder der PLO gar mit demokratischen Mitteln an sich reißen – in eben der Organisation, die gemeinhin als einzig legitime Vertretung des palästinensischen Volkes gilt. Zudem gewinnen die palästinensischen Islamisten durch eine Eingliederung in die PLO die internationale Legitimität, die ihnen bislang fehlt.

Zu den Motiven für die angestrebte Einigung von Hamas und Fatah könnte auch die beiderseitige Einsicht gehören, dass man den jeweils anderen nicht ausschalten kann. Vor allem der Fatah im Westjordanland dürfte mittlerweile klar sein, dass sich eine religiös motivierte Bewegung wie die Hamas durch Verfolgung, Haftstrafen, Folter und Mord nicht bezwingen lässt, sondern eher noch an Stärke gewinnt. Zudem diene, so hört man von Palästinensern immer wieder, „der innerpalästinensische Streit doch nur Israel“.

Die überwältigende Mehrheit der Fatah glaubt nicht mehr an ein „faires Abkommen“ mit Israel, was für die anderen, großteils radikaleren Fraktionen der PLO sowieso gilt. Deshalb hält man eine Stärkung der Einheit der Palästinenser für notwendig, nicht zuletzt als Vorbereitung auf die nächste Konfrontation mit Israel – ganz unabhängig davon, ob diese als Volksaufstand, mit diplomatischen, politischen oder militärischen Mitteln ausgetragen werden wird. Entscheidende



FOTO ©: MAJDI FATHI/ EYEVINE/ PICTUREDESK.COM

Hamas-Führer: Moussa Abu Marzouk und Ismail Haniya

Die Hamas wurde in der zweiten Hälfte der 1980er-Jahre als „Islamische Widerstandsbewegung“ von religiösen Eiferern um den querschnittsgelähmten Scheich Ahmed Jassin gegründet und von der ägyptischen Muslimbruderschaft geprägt.

Triebkraft ist definitiv, dass die breite Masse des palästinensischen Volkes seit langem eine Überwindung der inneren Zerrissenheit fordert.

Radikale Muslime

Präsident Abbas stößt mit seiner Annäherung an die Hamas seine traditionellen Verbündeten in der arabischen Welt ganz offensichtlich vor den Kopf. Das Abkommen vom Schati-Flüchtlingslager untergräbt deren massive Anstrengungen, die immer mächtiger auftretenden salafitischen und dschihadistischen Elemente in den Griff zu bekommen. Weltweit gesehen steht Al-Qaida heute besser denn je da. Unüberhörbar verkündet der „Arabische Frühling“: Die Zukunft gehört den Radikalen – die schon jetzt Zehntausende aktiver Mitglieder in den Palästinensergebieten haben.

Eigentlich bedroht ist der Machtanspruch der Hamas im Gazastreifen bereits seit Jahren nicht etwa von der Fatah oder von Israel, sondern von Muslimen, die noch radikaler sind als die Islamische Widerstandsbewegung oder der Palästinensische Islamische Dschihad. Vielleicht wollen Fatah und Hamas durch die Aussöhnung einer Herausforderung begegnen, der sie nur gemeinsam Herr zu werden meinen? Immerhin haben die Herrschenden im Gazastreifen wie in der Westbank eine neue Intifada vielleicht noch mehr zu fürchten als Israel, weil sich ein neuer Palästinenseraufstand nur zu schnell zum „Palästinensischen Frühling“ wandeln und damit gegen sie selbst wenden könnte.

Zweifellos gibt es viele Unbekannte in der Rechnung der beiden großen Bewegungen der palästinensischen Gesellschaft, vielleicht zu viele, als dass sie aufgehen könnte. Fraglich ist beispielsweise, ob sich die Hamas zugunsten eines vereinigten palästi-



FOTO ©: MAJDI FATHI/ EYEVINE/ PICTUREDESK.COM

Palästinensisches Führertreffen in Gaza: Azzam al-Ahmad (Fatah) und Ismail Hanija (Hamas)

nensischen Sicherheitsapparats entworfen lassen wird. Möglicherweise strebt sie gar ganz bewusst eine „Libanonisierung“ der Palästinensergebiete an – die Idee und der Begriff sind spätestens seit dem Rückzug Israels aus dem Südlibanon im Mai 2000 im Westjordanland präsent. Im nördlichen Nachbarland von Israel ist eine radikale Miliz die alles entscheidende Macht im Staate. Aus palästinensischer Sicht interessant ist das Modell Libanon nicht nur, weil es die zionistische Besatzungsmacht erfolgreich vertrieben hat und kaum ein Israeli mehr die Lust in Worte fasst, in den Libanon zu ziehen. Für die Hamas ist auch attraktiv, dass dort eine Bewegung, die in den Augen des Westens eigentlich „Terrororganisation“ ist, zu einer Regierung gehört, mit der Europa und Amerika sprechen.

Ganz sicher muss die Sicherheitskooperation zwischen Palästinensern und Israel, die sich als entscheidender Faktor der Ruhe und des wirtschaftlichen Aufschwungs der vergangenen

Jahre im Westjordanland bewährt hat, völlig neu gestaltet werden.

Die personelle Zusammensetzung der Übergangsregierung wie auch der vereinten PLO-Führung ist noch lange nicht klar. Die neuen, gemeinsamen Strukturen der nationalen Institutionen sind völlig unbestimmt. Bei diesen Fragen entscheiden nicht nur religiöse oder politische Loyalitäten; allem Reden von einer „Technokraten-Regierung“ zum Trotz auch nicht Qualifikationen, sondern in ganz entscheidender Weise Stammes- und Clanzugehörigkeiten. Ähnliches gilt für die Fragen, wer bestimmen wird, wie Hilfgelder verteilt werden – sollten diese überhaupt noch eintreffen.

Bis zu echter innerer Versöhnung liegt vor dem palästinensischen Volk noch ein langer Weg. Nichts ist bislang endgültig. „Abu Mazen“, wie Mahmud Abbas gemeinhin im Volk genannt wird, „hat jederzeit den Knopf am Schleudersitz“, meint ein Kommentator zutreffend.

Zusperrern und Aufmachen

Vergangenheit und Zukunft des israelischen Fernsehens: Während der öffentlich-rechtliche Sender IBA zusperrern soll, hat die private Station i24News vor kurzem geöffnet. Ein Lokalausgänger.

VON LUKAS WIESELBERG (TEXT UND FOTOS)

Romema im Nordwesten von Jerusalem. Die Adresse ist gut, aber das 60er-Jahre-Gebäude mit seinen fünf Stockwerken und doppelt so hohen Antennen hat schon bessere Tage gesehen. Von den Mauern bröckelt der Verputz, das Weiß der Innenwände war auch einmal weißer. Dann beim Hinaufgehen in den zweiten Stock: Die Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen blicken alle freundlich lächelnd von ihren Bildschirmen auf. Aber die Sessel, auf denen sie sitzen, die Tische, an denen sie schreiben, sie sehen alle eher abgelebt aus. Ebenso das technische Equipment, das herumliegt, die Aufnahmegeräte, Kameras und Kabel.

„Jede Demokratie braucht eine öffentliche Rundfunkanstalt“

März 2014, Besuch bei der International Broadcasting Authority (IBA), der

öffentlichen Rundfunkanstalt Israels. Wenige Tage zuvor hat Kommunikationsminister Gilad Erdan das Ende der IBA bekannt gegeben. Innerhalb eines Jahres soll die Knesset die dafür nötigen Gesetze beschließen. Der Sender soll aufgelöst und durch einen kleineren ersetzt werden. Die Rundfunkgebühr von rund 75 Euro pro Jahr – im Vergleich zu anderen Ländern ein Schnäppchen – will Erdan abschaffen. Über 1.000 der rund 1.800 Mitarbeiter des Hauses droht die Kündigung oder Frühpension. Der Sender soll ab 2015 nur noch Nachrichten und Dokumentationen selbst produzieren, den reduzierten öffentlich-rechtlichen Rest „vom Markt“ zukaufen.

„Besorgniserregend“ findet David Witzthum diese Entwicklung. Witzthum ist ein Urgestein des israelischen Fernsehens, langjähriger Deutschland-

Korrespondent und dabei auch immer wieder Berichterstatter aus Österreich. „Jede Demokratie braucht eine öffentliche Rundfunkanstalt“, sagt er in perfektem Deutsch. Die öffentlichen Anstalten sind – zumindest in der Theorie – die Garanten unabhängiger Information, eine Grundvoraussetzung für das Funktionieren einer Demokratie. Jeden Abend kommentiert Witzthum im „Channel 1“ das Weltgeschehen: Ukraine, Boko Haram, israelische Innenpolitik – was da so kommt. In dem kleinen, in die Jahre gekommenen Büro im zweiten Stock des IBA-Gebäude kommentiert er diesmal in eigener Sache: „Der Beschluss, den Sender einzustellen, ist das Ergebnis einer zu engen Beziehung zwischen der Anstalt und der Politik. Wir sollten näher am Publikum und den Kunstschaffenden sein, und weniger nahe an der Regierung und den Bürokraten.“

Offizielle Hauptargumente für die Schließung oder „Schrumpfung“ der IBA sind Ineffizienz und Quoten-schwäche. In der Tat ist die Zuschauerresonanz der öffentlich-rechtlichen IBA-Flotte – drei TV-Kanäle und acht Radiosender, die in mehreren Sprachen senden – überschaubar. Die Quoten liegen im einstelligen Prozentbereich. Das war vor 20 Jahren, als es noch keine private Konkurrenz gab, ganz anders. Seit 1993 gibt es sie – Israel hat damit nur knapp früher privatisiert als Österreich –, und seither geht es mit den Quoten munter bergab. Heute bestimmen die kommerziellen Sender die TV-Landschaft, allen voran „Channel 2“. Beigetragen



Am Schauplatz: Nachrichtensender i24News

Heute bestimmen die kommerziellen Sender die TV-Landschaft, allen voran „Channel 2“. Beigetragen dazu hat die Politik, die die Bedingungen für die Privaten laufend verbessert und am Budget der Öffentlichen gespart hat.

dazu hat die Politik, die die Bedingungen für die Privaten laufend verbessert und am Budget der Öffentlichen gespart hat.

Sender i24News: Auf der Höhe der Zeit

Szenenwechsel. Ein ultramodernes Gebäude, direkt am malerischen Hafen von Jaffa gelegen. Wenn die IBA die Gegenwart oder Vergangenheit des Fernsehens darstellt, dann könnte dies ein Bild seiner Zukunft sein. In dem Gebäude befindet sich der Nachrichtensender i24News. Ein Rundgang zeigt: Die Mitarbeiter sitzen zwar gedrängt wie Hendl in einer Legebatte in ihren kleinen, transparenten Redaktionsräumen. Aber Technik, Design und Struktur sind auf dem neuesten Stand. An Geld mangelt es hier offenkundig nicht. Gesorgt haben dafür vor allem der französische Milliardär Patrick Drahi und der Medienprofi Frank Melloul, der erste i24News-Generaldirektor. „Der Sender wurde zwischen März und Juni 2013 in Rekordzeit errichtet“, erklärt Irit Segev, die Pressesprecherin. Sie steht inmitten des großen, abgedunkelten Newsrooms mit Dutzenden Arbeitsplätzen. Auffallend junge Redakteure und Redakteurinnen sitzen an den halbrunden Tischen und blicken auf ihre Monitore. „Unser Altersdurchschnitt liegt unter 30“, erklärt Lee Gal, die – ebenfalls noch sehr junge – Chefproduzentin.

Über den Köpfen hängen Bildschirme, die Programme aus aller Welt zeigen, an der Wand entlang läuft eine blaue Leuchtschrift. Über allem thronen drei helle Studios, in denen parallel in drei Sprachen moderiert wird: Englisch, Französisch und Arabisch. Iwrit wird live nicht gesprochen, denn das Zielpublikum sitzt nicht in Israel, sondern im Ausland. „Wir verstehen uns als eine Antwort auf Al-Jazeera und liefern Weltnachrichten aus der Sicht Israels“, sagt Irit Segev. Sprachrohr der Regie-



David Witzthum, langjähriger Deutschland-Korrespondent der IBA, und NU-Redakteur Lukas Wieselberg

rung wolle man dennoch nicht sein. Und auch eine eindeutige politische Schlagseite habe der Sender nicht, ergänzt Adar Primor, der Chefredakteur der Internet-Abteilung. Zuvor hat er lange bei der Tageszeitung *Haaretz* gearbeitet, heute ist er einer von rund 250 Angestellten von i24News. „Wir haben liberale Kommentatoren, aber auch konservative“, versichert der Sohn des ehemaligen Botschafters in Berlin. Die Kurzzusammenfassung der Senderinhalte: 70 Prozent internationale Berichte, 30 Prozent nationale; TV und Internet werden nicht getrennt voneinander gedacht, sondern sind gleich wichtig; gesendet wird aufgrund der Monopolgesetze ausschließlich über Satellit – via „Hotbird“ übrigens auch nach Österreich.

Wie der Rest des Senders ist auch die Cafeteria schick. „Fernsehen“ macht Spaß, wenn man wie hier aus den Fenstern auf das blaue Meer und die Skyline von Tel Aviv schaut. Auf dem Gang zur Cafeteria stolpert man allerdings über eine seltsame Tafel: die „i24News-Charter“, die von allen Mitarbeitern unterschrieben werden muss. Darunter sind selbstverständliche Punkte wie „Wir sind unparteiisch“, oder „Wir überprüfen alle Informationen sorgfältig“, aber auch eher schwer zu erfüllende, so „Wir hören

immer auf unsere Zuseher oder User“, oder gar sektiererisch anmutende wie „Wir sprechen mit einer Stimme“.

Wo es bei öffentlichen Rundfunkanstalten Gesetze oder Redakteursstatute gibt, setzt die private Konkurrenz auf fragwürdige Selbstbauregeln. Ob und wie sich das auch auf ihre Sendeinhalte auswirkt, kann nach den beiden Lokalaugenscheinen nicht beurteilt werden. Fakt ist: Sender wie i24News sind in vielerlei Hinsicht auf der Höhe der Zeit. Die für Demokratien wichtige Produktion und Verbreitung von Nachrichten zunehmend in die Hände privater Eigentümer zu legen, ist dennoch eine bedenkliche Entwicklung. Denn so sehr Politiker überall versuchen, auf öffentliche Sender Einfluss zu nehmen, müssen sie dabei doch immer im Rahmen von Gesetzen handeln. Ihre Einflussnahme ist nicht so direkt wie die von privaten Besitzern.

Noch sind auch die Gesetze nicht ausgehandelt, die die IBA zusperren bzw. verkleinern sollen. IBA-Urgestein David Witzthum sieht deshalb noch nicht schwarz: „Es hat in der Vergangenheit schon 14 Ausschüsse zur IBA im Parlament gegeben. Ich hoffe, dass auch die aktuellen Pläne in der Bürokratie versanden.“



FOTO ©: NICK HANNES/REPORTERS/PICTUREDESK.COM

Das Demografie-Phantom

Seit 2013 nimmt die jüdische Bevölkerung erstmals seit dem Holocaust weltweit zu. Seine Aussagen darüber stützt Guy Bechor auf Zahlen und statistische Fakten.

VON JOHANNES GERLOFF, JERUSALEM

Wenn dem Konflikt zwischen Israelis und Palästinensern nicht bald durch eine Zweistaatenlösung ein Ende gesetzt wird, ist der jüdische Charakter des Staates Israel ernsthaft gefährdet. Israelische Politiker aus dem gesamten Spektrum malen seit Jahren ein Schreckensszenario an die Wand. Die Hauptbedrohung Israels heute ist die demografische Entwicklung. Die Angst geht um, dass das jüdische Volk in absehbarer Zeit zur Minderheit im eigenen Staat werden könnte.

Auch Nahostpolitiker aus dem Ausland werden nicht müde zu mahnen, dass die Zeit gegen Israel spiele. Der

amerikanische Außenminister John Kerry verursachte Ende April einen Sturm der Entrüstung mit der offen ausgesprochenen Befürchtung, Israel habe im Falle des Scheiterns einer Zweistaatenlösung keine andere Wahl, als ein Apartheidstaat zu werden. Möglicherweise ist diese Denkwiese ein Grund dafür, warum auf palästinensischer Seite die Zweistaatenlösung nur sehr bedingt auf Begeisterung stößt. Warum sollte man sich als Palästinenser auch um einen Ausgleich mit dem jüdischen Staat bemühen, wenn Zeit und Kinderzahl diesen ohnehin hinfällig werden lassen?

Guy Bechor wagt dieses weithin akzeptierte Politparadigma in Frage zu stellen. Der Jurist und Historiker beobachtet im gesamten Nahen Osten „einen Kollaps der muslimischen Geburtenrate“, der auch die Palästinenser und israelischen Araber nicht unberührt lässt. Gleichzeitig gibt es „einen dramatischen Anstieg der Geburtenrate bei der jüdischen Bevölkerung in Israel“.

Bechor stützt seine Aussagen nicht etwa auf hoffnungsvolle Spekulationen oder eine religiöse Ideologie, sondern auf Zahlen und statistische Fakten, die jedermann überprüfen

Ausgerechnet diejenigen, die so große Angst davor haben, im eigenen Staat zur Minderheit zu werden – die Säkularen, Zionisten und Nationalreligiösen –, bekommen die meisten Kinder.

kann. Grundlage seiner Erkenntnisse sind Daten, die zwei Institutionen veröffentlicht haben: das Zentrale Statistikbüro des Staates Israel und der amerikanische Nachrichtendienst CIA auf seiner Internetseite World Fact Book, die in Fragen der Demografie und der Wirtschaft als sehr zuverlässig gilt. Ist es tatsächlich möglich, dass sich sowohl die öffentliche Meinung als auch die Nahostpolitik des Westens auf Daten stützt, die seit mehr als einem Jahrzehnt veraltet sind?

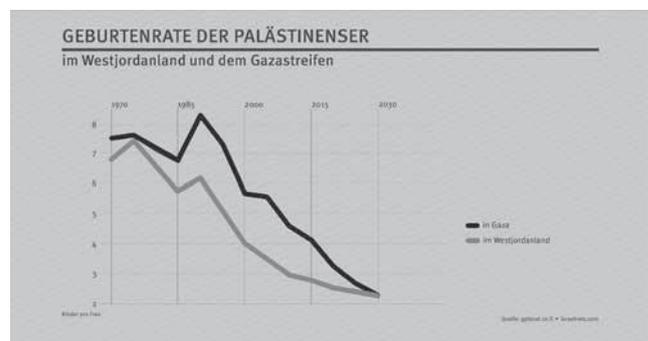
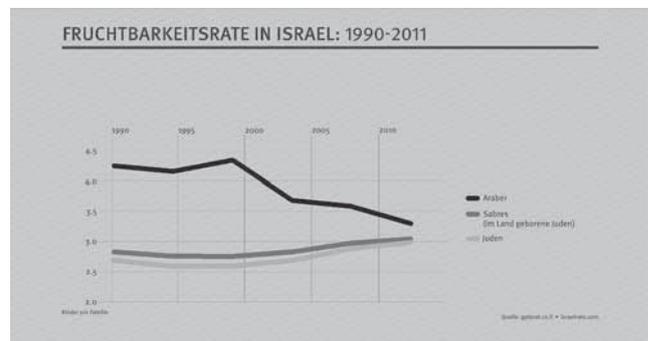
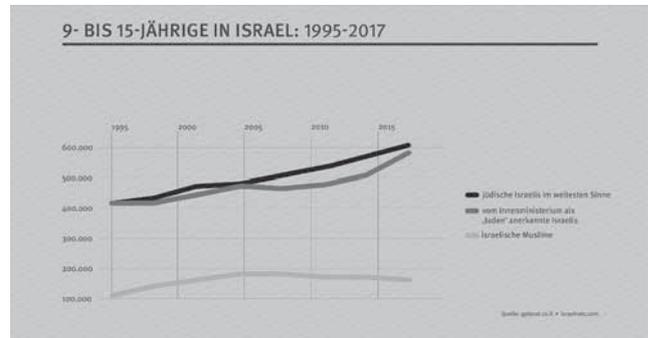
Europa kollabiert

Zunächst einmal ist zu verstehen, dass eine Gesellschaft mindestens 2,1 Kinder pro Familie braucht, um eine Zukunft zu haben. Alles, was darunter liegt, ist „negatives Wachstum“, erklärt Bechor. Unter diesem Gesichtspunkt kollabieren die Gesellschaften Europas, wenn dort Paare im Durchschnitt nur noch 1,1 bis 1,3 Kinder in die Welt setzen. „In Europa fehlt die nächste Generation“, stellt Bechor fest. Aber auch Länder wie die Türkei, der Iran und Nordafrika verzeichnen einen negativen Trend, weil dort überall nur noch weniger als zwei Kinder pro Familie geboren werden.

Gebar eine Frau in Saudi-Arabien 2003 im Durchschnitt noch mehr als sechs Kinder, waren es 2013 nur noch 2,2. Hatte eine Palästinenserin 2003 im Durchschnitt noch fünf Kinder, waren es zehn Jahre später nur noch 2,7 – und das bei gleichbleibender Tendenz. Betrachtet man die Geburtenraten in Europa, Nordafrika und dem Nahen Osten, gibt es nur noch in Israel mehr als drei Kinder pro Familie. Interessanterweise sind der Grund für den Babyboom der Israelis nicht die ultraorthodoxen oder arabischen Segmente der Gesellschaft. Ausgerechnet diejenigen, die so große Angst davor haben, im eigenen Staat zur Minderheit zu werden – die Säkularen, Zionisten und Nationalreligiösen –, bekommen die meisten Kinder.

Ein Ehepaar von „Sabres“, das heißt in Israel geborenen Juden, zieht momentan im Durchschnitt sogar 3,4 Kinder auf. Immerhin sind mittlerweile 71,3 Prozent der Juden in Israel „Sabres“. Die säkularen, in Israel verwurzelten Familien haben ihre Norm von einst drei Kindern auf heute vier erhöht. Nicht wenige Haushalte haben sogar fünf oder sechs Kinder.

Den absoluten innerisraelischen Rekord beim Kinderkriegen hält aber der national-religiöse Teil der Bevölkerung. An den Durchschnitt von fünf Kindern pro Familie kommen momentan nicht einmal Somalia oder der Irak heran. Die Einwohner von Judäa und Samaria, die sogenannten „Siedler im Westjordanland“, haben aktu-



GRAFIK ©: LAURA SCHADE

ell im Durchschnitt sechs Kinder pro Familie. Wohnen im biblischen Judäa und Samaria heute 400.000 Juden, in Ostjerusalem noch einmal 300.000, was zusammen 700.000 macht, dann werden sie angesichts der aktuellen Geburtenrate bald eine Million sein. Guy Bechor zeigt: Israel ist das einzige Land im Nahen Osten und der westlichen Hemisphäre, in dem die Geburtenrate steigt.

Gründe für den Wachstumsrückgang der palästinensischen Bevölkerung

Mitte der 1990er-Jahre kam es in Israel und der Palästinensischen Autonomie zu einer spürbaren Zunahme der arabischen Kinder. Grund dafür war, dass nicht nur 40.000 PLO-Kämpfer in diese Gebiete einreisen durften, sondern auch im Rahmen von Familienzusammenfüh-

Den absoluten innerisraelischen Rekord beim Kinderkriegen hält aber der national-religiöse Teil der Bevölkerung. An den Durchschnitt von fünf Kindern pro Familie kommen momentan nicht einmal Somalia oder der Irak heran.

rungen 140.000 Palästinenser die israelische Staatsbürgerschaft erhielten.

Abgesehen von diesem politisch bedingten Bevölkerungswachstum nimmt die Zahl der palästinensischen Araber zwischen Jordan und Mittelmeer seither aber beständig ab. Dafür nennt Bechor folgende Gründe: Die Urbanisierung der palästinensischen Bevölkerung macht sich bemerkbar. 75 Prozent der palästinensischen Bevölkerung wohnt in Städten und braucht damit aus rein wirtschaftlichen Überlegungen heraus keine elf Kinder mehr. Zudem ist es schwer, eine Stadtwohnung für eine Familie dieser Größe zu bekommen.

Ein weiterer entscheidender Faktor der demografischen Entwicklung im Heiligen Land ist die Tatsache, dass immer mehr israelische Araber und Palästinenser ins Ausland – vor allem nach Europa, aber auch nach Nord- und Südamerika – abwandern. Je höher die Bildung, so beobachtet Bechor, desto größer die Mobilität und Bereitschaft, sich in einem anderen Kulturraum zurechtzufinden.

Lautstarke Führungspersonlichkeiten unter den israelischen Arabern bezeichnen sich in den letzten Jahren vermehrt als „Palästinenser mit israelischer Staatsbürgerschaft“. Sie verweigern sich selbst und ihrer Jugend die Eingliederung in die moderne Gesellschaft des jüdischen Staates. Dadurch machen sie sich tendenziell zu Außenseitern und fördern so den Trend zur Auswanderung in ihrem Gesellschaftssektor. In den vergangenen Jahren haben jährlich zwischen 10.000 und 17.000 junge Palästinenser ihre Heimat verlassen. Schließlich steigt auch das Heiratsalter, vor allem bei den Frauen. Auch arabisch-palästinensische Frauen wollen arbeiten und sich nicht mehr nur um Kinder kümmern.

Bechor betont, dass die Entwicklung der Geburtenraten unter Arabern ein regionales Phänomen ist, also nicht ausschließlich die Palästinenser betrifft. Der Geburtenrückgang ist nicht nur im islamisch geprägten Umfeld des Staates Israel zu beobachten. Auch Drusen und arabische Christen innerhalb Israels weisen eine negative Geburtenrate von weniger als 2,1 Kindern pro Frau auf. Selbst bei den traditionell äußerst kinderreichen ultraorthodoxen Juden in Israel geht die Geburtenrate zurück.

Als weiteren Grund für den Geburtenrückgang bei Israels Arabern und Ultraorthodoxen nennt Bechor auch noch die massive Kürzung des Kindergelds in Israel im Jahr 2003. Seither sei klar, „dass Kinder im Staat Israel keine Einkommensquelle“ mehr seien. Allerdings überzeugt dieses Argument nur, wenn man den Vergleich mit dem europäischen Ausland außer Acht lässt. Eine Familie mit fünf Kindern bekommt heute in Israel weniger Kindergeld, als ein Ehepaar in Deutschland für das erste Kind – und das bei deutlich höheren Lebenshaltungskosten in Israel. Aber auch schon vor 2003 war in Israel mit Kinderkriegen finanziell nicht viel zu holen.

Ursachen der steigenden Geburtenrate bei den israelischen Juden

Bechor nennt zunächst die Einwanderung aus der ehemaligen Sowjetunion. Die Immigranten kamen in Israel mit den 1,5 Kindern im Durchschnitt an, die in Russland Sitte waren. In ihrer neuen Heimat genossen sie die – vor allem gesellschaftliche – Freiheit, mehr Kinder haben zu dürfen und haben jetzt drei pro Familie.

Offensichtlich hat auch die von den Medien vielbeschworene wirtschaftliche Notlage in der israelischen Gesellschaft weniger mit der Realität zu tun, als behauptet wird. Den Ein-

wänden, für Kinder hätten die heute 20- bis 40-Jährigen weder Geld noch Zeit, hält Bechor entgegen: „Jeder weiß, dass die Lage ausgezeichnet ist, so gut wie nie zuvor.“

Und schließlich sind Kinder aus Sicht junger Israelis eine Frage der Selbstverwirklichung. Wenn man in Kalifornien, dem US-Bundesstaat mit der niedrigsten Geburtenrate, die Leute fragt, warum sie so wenig Kinder zeugen, bekommt man zur Antwort: „Wir wollen uns selbst verwirklichen!“ Eigenartigerweise geben moderne, säkulare Israelis auf die Frage, „Warum willst du so viele Kinder?“, genau dieselbe Antwort: „Ich will mich selbst verwirklichen!“

Guy Bechor sieht in der hohen Geburtenrate des modernen Israel ein Zeugnis für den Optimismus, „das Gefühl, etwas Neues zu schaffen“, und das tiefe Verwurzelte sein dieser Menschen in ihrem Land. Er kommt zu dem Schluss: „Wenn es einmal eine demografische Bedrohung gegeben hat, existiert sie heute nicht mehr. Seit 2013 nimmt die jüdische Bevölkerung weltweit zu – erstmals seit dem Holocaust! – und das trotz der so viel beklagten Assimilation, und trotz unserer jüdischen Brüder in den USA, die nur 1,25 Kinder pro Frau zustande bringen.“



Dr. Guy Bechor leitet die Middle East Division an der Lauder School of Government. Er hat mehrere Bücher und wissenschaftliche Artikel

über arabisches Zivilrecht und die Politik und Geschichte des arabischen Nahen Ostens geschrieben. Dr. Bechor ist Mitglied der israelischen Anwaltskammer (IBA) und des israelischen Presserats.



„DER STANDARD sucht Streit. Aber deshalb abonniere ich ihn ja.“

Cornelius Obonya, Schauspieler und Abonnent seit 2000



Jetzt 3 Wochen gratis testen!

Bestellen unter 0810/20 30 40
oder auf derStandard.at/Testabo

Er vermeidet die Harmonie; er sucht die Konfrontation. So kommt Bewegung rein. Wie sich DER STANDARD so etwas erlauben kann? Dank jener Menschen, die ihn aus genau diesem Grund abonnieren.



Die Zeitung für Leser

„Im besten Einvernehmen“

Das malerische Kärntner Städtchen Villach geht dem vertriebenen jüdischen Leben nach. Eine Ausstellung im Zentrum der Stadt und ein Buch setzen sich mit dem Thema Antisemitismus und NS-Judenpolitik auseinander und rufen ins Bewusstsein, wie stark Jüdinnen und Juden die Kärntner Gesellschaft geprägt haben und vor allem den Tourismus für Kärnten entdeckt und aufgebaut hatten. Zur Eröffnung kamen Kärntner Jüdinnen und Juden, bzw. deren Kinder, die heute überall leben, nur nicht mehr in Kärnten.

VON DANIELLE SPERA (TEXT) UND GERHARD MAURER (FOTOS)



Ausstellung „Im besten Einvernehmen“

Der Bamberg-Saal im früheren Parkhotel Villach war brechend voll, bis auf die Straße standen interessierte Gäste, die am Festakt zur Eröffnung der Ausstellung teilnehmen wollten. Auf dem Weg dorthin waren die 16 Ausstellungsstücke unübersehbar. Sie prägen derzeit das Zentrum von Villach. Auf hohen geöffneten Türen sind die Geschichten der Villacher Jüdinnen und Juden beschrieben, aufgestellt vor den Wohnorten der Vertriebenen. Auch die Täter werden genannt. „Die Türen stehen für Kommen und Gehen, aber auch für das ungebetene Eindringen in die Privatsphäre“, erklärt der Ausstellungskurator Werner Koroschitz. In akribischer Kleinarbeit hat er, ebenso wie der Verein „Erinnern“, 140 jüdische Familien ausfindig gemacht und deren Geschichte recherchiert.

Im besten Einvernehmen lautet der Titel der Ausstellung und des Buches. Mit diesen zynischen Worten umschrieben die Nazis die Plünderung und Enteignung der Villacher Juden, so als wären diese mit allem einverstanden gewesen. Dem erfolgreichen Rechtsanwalt Dr. Marcell Glesinger, im Ersten Weltkrieg hoch dekoriertes Offizier, und seiner Familie wurde alles genommen, auch seine Kanzlei und sein Dokortitel. Unter abenteuerlichen Umständen gelang ihm und seiner Frau mit den beiden Kleinkindern die Flucht nach Palästina, wo Glesinger als Nachtwächter arbeitete, um seine Familie durchzubringen. Sein Sohn David, 1937 in Villach geboren, erzählt über die Kindheit in bitterer Armut: „Meine Schwester und ich haben uns immer gewundert, wenn wir gegessen haben und meine Eltern haben uns nur zugeschaut. Später habe ich begriffen, dass wir zu wenig Geld hatten, damit wir alle essen. Dennoch: Wir hatten Glück, wir sind am Leben geblieben!“ Bis heute lebt er in Tel Aviv und freut sich, dass seine vier Kinder alle Akademiker sind und in den USA und in Israel in der Forschung und Wissenschaft tätig sind.

Den Schleier des Vergessens abstreifen

Während im März 1938 noch viele nicht glauben konnten, was sie erwarten würde, gab es nach dem Novem-



„Heute stehe ich hier vor ihnen als stolzer Israeli, so wie mein Vater vor einhundert Jahren hier gestanden ist, als stolzer Kärntner und stolzer Österreicher“ – David Glesinger beim Festakt in Villach.

berpogrom keinen Zweifel mehr. In Villach blieb kein einziger jüdischer Haushalt, kein einziges jüdisches Geschäft verschont. Möbel, Geschirr, Musikinstrumente wurden zertrümmert und aus den Fenstern geworfen, Wohnungen angezündet. Der heutige Villacher Bürgermeister Helmut Manzenreiter möchte endlich den Schleier

des Vergessens abstreifen, daher sind ihm die Ausstellung und das Buch ein großes Anliegen.

Seit 1994 arbeitet der Verein „Erinnern“ daran, die verdrängte nationalsozialistische Vergangenheit der Stadt Villach ins öffentliche Gedächtnis zu rücken. 1999 ist ein Mahnmal entstanden, auf dem die Namen der ermordeten Villacher Juden aufgelistet sind. Mehrmals ist es bereits beschädigt worden. Mit der aktuellen Ausstellung hofft man, die Familiengeschichten der Villacher Juden so darzustellen, dass ihnen ihr Platz in der Geschichte wiedergegeben wird.

nung, das zerstörte Leben keine Entschädigung von Österreich bekommen. Das sei ihm heute auch egal, sagt David Glesinger beim Festakt in Villach: „Heute stehe ich hier vor ihnen als stolzer Israeli, so wie mein Vater vor einhundert Jahren hier gestanden ist, als stolzer Kärntner und stolzer Österreicher.“ Für seine Rede erntet er *standing ovations*.



Der Villacher Bürgermeister Helmut Manzenreiter und Danielle Spera

Die Familie Glesinger hat für die enteignete Kanzlei, die enteignete Woh-

Werner Koroschitz, Alexandra Schmidt, Verein Erinnern Villach (Hg.)

**Im besten Einvernehmen:
Antisemitismus und NS-Judenpolitik
im Bezirk Villach**

Verlag Johannes Heyn, Klagenfurt 2014
272 Seiten
EUR 34,-

Meine Ausbildung Meine Chance

Anerkennung bringt's!

Milena Aleksic,
Diplom-Krankenschwester

„Als Hilffschwester ohne anerkanntes Diplom hätte ich mir bei der Jobsuche viel schwerer getan.“



Viele Menschen kommen mit wertvollen Ausbildungen und Abschlüssen nach Österreich, können diese aber hier nicht nutzen. Die Anerkennung von Qualifikationen schafft Karrierechancen und damit eine erfolgreiche Zukunft. Das bringt allen was!

Alle Infos: www.berufsanerkennung.at

Berufsanerkennung.at
in Österreich

NEU

Die Serviceplattform des ÖIF
für die Anerkennung im Ausland erworbener
Ausbildungen und Qualifikationen

- Mit max. **6 Klicks** zur richtigen Anlaufstelle
- Infos über mehr als **1800 Berufe**
- Service in **4 Sprachen**

ÖIF ÖSTERREICHISCHER
INTEGRATIONS
FONDUS

Als Lise dem Otto die Atomspaltung erklärte

Lise Meitner, eine bedeutende Kernphysikerin aus der Leopoldstadt, hätte den Nobelpreis ebenso verdient wie Otto Hahn. Vielen gilt sie sogar als die eigentliche Entdeckerin der Kernspaltung.

VON HERBERT VOGLMAYR

Der Beginn des Atomzeitalters wird gerne mit dem 17. Dezember 1938 datiert, als dem deutschen Chemiker Otto Hahn und seinem Assistenten Fritz Straßmann die erste Uranspaltung gelungen war. Das ist aber nicht viel mehr als die halbe Wahrheit. Die Atomspaltung, wohl eine der spektakulärsten und folgenreichsten Entdeckungen des 20. Jahrhunderts, war den beiden zunächst ein rätselhafter Vorgang, und so fragte Otto Hahn die im Sommer 1938 vor den Nazis nach Schweden geflüchtete Lise Meitner um Rat. Sie lieferte einige Wochen später brieflich die erste physikalische Erklärung für die Kernspaltung, die sie zusammen mit ihrem Neffen Otto Frisch erarbeitet hatte. Und sie erkannte und berechnete die gewaltige Energieentwicklung, die dadurch ausgelöst wird. Otto Hahn erhielt für die Entdeckung der Kernspaltung 1944 den Nobelpreis für Chemie, Fritz Straßmann und Lise Meitner wurden nicht berücksichtigt. Straßmann sagte später in einem Interview: „Lise Meitner war die geistig Führende in unserem Team gewesen.“

„Unbezahlter Gast“

Während sie noch jahrzehntelang als „Mitarbeiterin von Otto Hahn“ bezeichnet wurde, besteht in Fachkreisen heute weitgehend Konsens darüber, dass Meitner den Nobelpreis ebenso verdient hätte wie Hahn. Demütigungen dieser Art musste sie in ihrer bemerkenswerten Berufslaufbahn immer wieder hinnehmen. 1878 in eine säkularisierte jüdische

Familie in Wien Leopoldstadt geboren, war ihr als Mädchen der Zugang zum Gymnasium verwehrt. Mit Unterstützung ihrer Eltern nahm sie Privatunterricht, legte 1901 am Akademischen Gymnasium Wien die Externistenmatura ab und studierte Physik an der Universität Wien, wo sie 1906 als zweite Frau im Hauptfach Physik promovierte. Ludwig Boltzmann, der ihr Talent erkannte und förderte, war ihr wichtigster akademischer Lehrer.

Anschließend ging sie nach Berlin, um bei Max Planck Vorlesungen zu hören. Dieser empfing sie mit der Bemerkung: „Sie haben doch schon den Dokortitel, was wollen Sie denn jetzt noch?“ Sie hatte ihn aber offenbar doch beeindruckt und durfte sich in seine Vorlesungen einschreiben. Dort lernte sie den Chemiker Otto Hahn kennen, der im Chemischen Institut der Uni Berlin auf dem Gebiet der Radioaktivität forschte. Es begann eine Zusammenarbeit, die über 30 Jahre dauern sollte. Sie arbeitete mit ihm als „unbezahlter Gast“ in einer ausrangierten Werkstatt des Haustischlers und musste das Gebäude durch den Hintereingang betreten, da Frauen an der Uni nicht zugelassen waren. Emil Fischer, der Institutsleiter, der Studentinnen weder in den Institutsräumen noch in den Vorlesungen duldete, sagte zu Otto Hahn: „Wenn sie im Keller bleibt und niemals das Institut betritt, soll es mir recht sein.“ Zum Institut hatten nur Putzfrauen Zugang. Das änderte sich, als 1909 das Frauenstudium offiziell eingeführt wurde.

In den Jahren 1912–15 war sie Assistentin bei Max Planck (die erste preußische Uni-Assistentin) tätig, 1922 habilitierte sie sich als erste Frau in Deutschland, und 1926 wurde sie Deutschlands erste Professorin für Physik. Als 1933 die Nazis an die Macht kamen, verlor sie als Jüdin die Lehrbefugnis. Da sie aber noch den österreichischen Pass hatte, konnte sie ihre Forschungsarbeit im Status einer Ausländerin fortsetzen. Wie viele andere glaubte sie, dass die Nazis nur ein kurzer Spuk der Geschichte sein würden. Nach dem „Anschluss“ Österreichs im März 1938 war sie aber akut gefährdet und flüchtete – mit Hilfe von Otto Hahn und dem niederländischen Chemiker Dirk Coster – über die Niederlande und Dänemark nach Schweden, wo sie ihre Forschungen bis 1947 im Nobel-Institut fortsetzte.

Hahn war zwar ein hervorragender Chemiker, wie Meitner selbst immer betonte, von theoretischer Physik hatte er aber wenig Ahnung, wie etwa aus einer oft zitierten Bemerkung hervorgeht, die er sich bei einer hitzigen Debatte zwischen den beiden im Stiegenhaus anhören musste: „Hähnchen, von Physik verstehst du nichts, sei brav und geh nach oben!“ Tatsächlich war es Meitner, die die Versuche initiierte, die letztlich zur Kernspaltung führten. Sie war fasziniert von den Versuchen des Italieners Enrico Fermi und überredete Hahn, sie fortzusetzen. Fermi hatte Uran mit Neutronen beschossen, die in den Atomkern eindringen und so neue und

Lise Meitner ging nach Berlin, um bei Max Planck Vorlesungen zu hören. Dieser empfing sie mit der Bemerkung: „Sie haben doch schon den Dokortitel, was wollen Sie denn jetzt noch?“

schwerere Elemente als Uran schaffen sollten, die er Transurane nannte. Der chemische Nachweis dafür gelang ihm aber nicht. Bei den Versuchen von Hahn und Straßmann geschah nun etwas, was nach dem damaligen Stand der Wissenschaft als unmöglich galt, nämlich dass ein Atomkern in der Mitte auseinanderfliegt. Hahn hatte Meitner in Schweden über alle Experimente und Ergebnisse brieflich unterrichtet und fragte sie nun: „Wäre es möglich, dass das Uran 239 zerplatzt in ein Ba und ein Ma [Barium und Masurium]? Es würde mich natürlich sehr interessieren, Dein Urteil zu hören. Eventuell könntest Du etwas ausrechnen und publizieren.“ Hahn und Straßmann hatten einen physikalischen Prozess auf rein chemischem Weg nachgewiesen, Meitner und Frisch erklärten daraufhin den Spaltungsprozess physikalisch und zeigten, dass die beiden Bruchstücke (Atomkerne), die bei der Spaltung entstehen, zusammen eine geringere Masse haben als der ursprüngliche Atomkern, und sie errechneten mit Einsteins Formel $E=mc^2$, dass diese Massendifferenz als Energie frei wird – 200 Millionen Elektronenvolt pro gespaltenem Atomkern. Kurz danach entdeckten andere Forscher, dass bei der Spaltung neue Neutronen entstehen, die in einer Kettenreaktion wiederum Atomkerne spalten können, und arbeiteten daran, die Kernspaltung technisch nutzbar zu machen.

Die Nutzung der Kernspaltung für militärische Zwecke

Erst die Nachkriegsjahre brachten ans Licht, wie groß Meitners Verdienste um die Wissenschaft waren. Sie erhielt zahlreiche Ehrungen, der Nobelpreis für Physik blieb ihr jedoch versagt, obwohl sie dreimal dafür nominiert wurde, auch von Otto Hahn selbst. Meitner betonte immer wieder, dass Hahn den Nobelpreis zweifellos verdient habe, machte ihm allerdings Vorwürfe, dass er ihre Beiträge zur



FOTO ©: WIKIMEDIA COMMONS

Lise Meitner und Otto Hahn im Labor

Aufklärung des Uranspaltungsprozesses nicht ausreichend würdigte und sie nur als seine Mitarbeiterin bezeichnete: „Was würdest Du dazu sagen, wenn Du auch charakterisiert würdest als der langjährige Mitarbeiter von mir?“

Ab 1947 hatte sie eine Professur an der Königlich-Technischen Hochschule in Stockholm inne und wurde zu Gastprofessuren an eine Reihe von Universitäten in den USA eingeladen. Sie setzte sich für die friedliche Nutzung der Kernenergie ein und betrachtete sie – wie viele andere auch – als die Lösung des Energieproblems der Menschheit. Deren negative Folgen, wie sie zuletzt in Fukushima zutage traten, wurden damals noch nicht ausreichend bedacht. Allerdings weigerte sie sich von vornherein – obwohl von den USA immer wieder dazu aufgefordert –, Forschungsauf-

träge für die Entwicklung der Atombombe anzunehmen. Dennoch wurde sie 1946 bei einer Vorlesungsreise in den USA von der amerikanischen Presse als „Mutter der Atombombe“ und „Frau des Jahres“ bezeichnet, und das nur ein Jahr nach den Atombombenabwürfen über Hiroshima und Nagasaki. Sie fühlte sich dadurch laut eigener Aussage „verletzt und beschmutzt“. Auch Hahn und Straßmann waren erschüttert über diese Folgen ihrer Entdeckung. Hahn bezeichnete die Nutzung der Kernspaltung für militärische Zwecke später als „Schweineerei, mit der ich nichts zu tun habe“.

Im Jahr 1960 übersiedelte Lise Meitner nach Cambridge, um in der Nähe ihrer Verwandten zu leben. Dort starb sie 89-jährig am 27. Oktober 1968. Auf ihrem Grabstein steht: „A physicist who never lost her humanity“.

Schicksal mal vier: 1884 – 1904 – 1984 – 2014

Moshé Feldenkrais (1904 – 1984) revolutionierte die Lehre von der Bewegung. Auf den Spuren seines geistigen Erbes in Wien stößt man auf eine nicht minder bewegte Familienbiografie.

VON UTE ROSSBACHER

Die Geschichte des Feldenkrais Instituts von Verena und Sascha Krausneker in der Taborstraße 71 beginnt vor 130 Jahren mit der Fabrik ihres Ur-Urgroßvaters. Die Tatsache, dass das Geschwisterpaar hier angekommen ist, wo ihre Vorfahren einst lebten und arbeiteten, ist einer Reihe wunderbarer Zufälle zu verdanken und nur eine von mehreren Parallelen zum Leben von Moshé Feldenkrais, dessen Bewegungslehre die beiden in diesem Gebäude vermitteln.

Das Gebäude in der Taborstraße

Moritz Moses Brill, der wie so viele im ausgehenden 19. Jahrhundert von Böhmen nach Wien kam, ließ sich 1884 in dem von ihm erbauten Haus mit seiner sechsköpfigen Familie nieder. Als Hersteller von Treibriemen und bald auch Bezirksrat machte er sich einen Namen. Nicht minder sein Sohn Otto, der als promovierter Chemiker im Ausland über Radioaktivität forschte. Dank seiner Riemer- und Sattlerlehre war es ihm auch möglich, das Unternehmen nach dem Tod des Vaters erfolgreich zu leiten. Bis 1938. Nach mehrmonatiger Haft wurden neben dem Vermögen der Familie, darunter Immobilien und Kunstgegenstände, auch das Wohnhaus und die Firma beschlagnahmt bzw. arisiert. Otto Brill und seiner Familie gelang die Flucht nach Großbritannien. Zurück kam nur Tochter Eva, die Großmutter von Verena und Sascha Krausneker, an die sich die beiden gut erinnern: „Sie war glühende Patriotin.

Davon konnte sie auch der anhaltende Antisemitismus nicht abbringen.“ Dass das Gebäude in der Taborstraße, das nach zähem Ringen wieder in den Besitz der Familie zurückkam, den Zweiten Weltkrieg nahezu unbeschadet überstand, grenzt ebenso an ein Wunder, wie die Tatsache, dass die Geschichte der Krausnekers schriftlich und bildlich so gut dokumentiert ist, wie die liebevoll zusammengestellte Galerie an der Wand der Institutsräume zeigt. Die-

Moshé Feldenkrais – Ein Leben in Bewegung

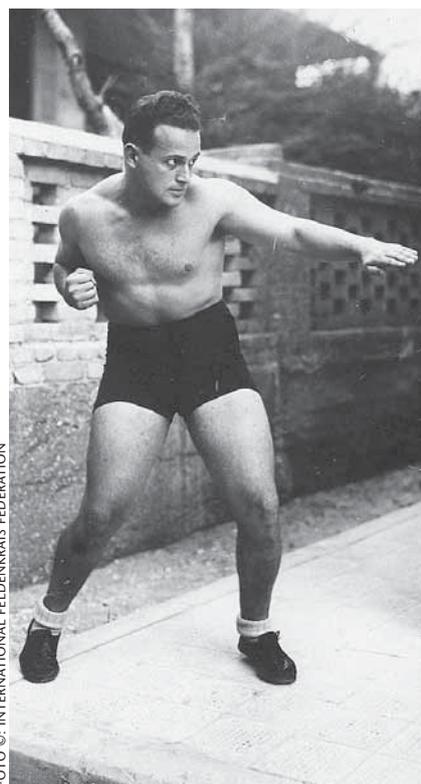


FOTO ©: INTERNATIONAL FELDENKRAIS FEDERATION

se zieht die Aufmerksamkeit vieler Besucher auf sich.

Sascha Krausneker erinnert sich besonders an eine Begegnung: „Eine jüdische Trainerin von fast Mitte 80, die alles erlebt hat, was man in Europa erleben kann, fragte bewegt: ‚Wo habt ihr diese Fotografien her?‘ Denn viele Familien haben aus dieser Zeit nichts mehr in der Hand.“ Vor drei Jahren schließlich fand das Feldenkrais Institut, das das Geschwisterpaar 2007 gegründet hatte, nach Jahren der Wanderschaft seine eigentliche Heimat. In der ehemaligen Werkstätte des Ur-Urgroßvaters befindet sich heute der lichtdurchflutete Trainingssaal, das einstige Büro umfasst Sascha Krausnekers Einzelpraxis und den Aufenthaltsraum für die Besucher. Die Neu- und Umgestaltung der Räumlichkeiten führte dabei scheinbar zufällig zu den architektonischen Wurzeln des Familienhauses zurück, als durch die Umbauarbeiten etwa die ehemalige Verbindungstür zwischen Büro und Werkstätte freigelegt wurde. Es zeigte sich, dass die Vorstellungen der Geschwister weitestgehend den Bauplänen des Ur-Urgroßvaters entsprachen. Zur großen Überraschung wie auch Freude der beiden schloss sich damit gleich in mehrfacher Hinsicht der Kreis der Familie auf wunderbare Weise. Ob das ihrem Ur-Urgroßvater gefallen hätte? Sascha Krausneker lächelt: „Sein Lebensmotto war, dass die beiden einzig wahren Dinge im Leben Wissenschaft und Kunst sind.

In Russland im Jahr 1904 geboren, zog Moshé Feldenkrais bereits in jungen Jahren nach Tel Aviv, wo er ausgehend von Jiu-Jitsu und Judo die menschliche Bewegung in gewissem Sinne neu erfand.

Als ich die Familienfotos aufhängte, wurde mir erst klar: Das ist genau das, was wir machen. Und mehr als viele andere Dinge bildet Feldenkrais die Schnittstelle.“

Ben Gurions Therapeut

Wir drehen das Rad um 110 Jahre zurück: 1904 in Russland geboren, zog Moshé Feldenkrais bereits in jungen Jahren nach Tel Aviv, wo er ausgehend von Jiu-Jitsu und Judo die menschliche Bewegung in gewissem Sinne neu erfand. Er litt an Knieschmerzen und suchte nach Wegen, diese zu überwinden. Dabei orientierte er sich an den bereits bestehenden Lehren, aber auch Klassikern aus Physiologie, Neurologie und Philosophie. Bewegungen nach dem Vorbild von Babys und Kleinkindern bewusst zu vollziehen und dabei der Ergonomie des Körpers gerecht zu werden, ohne die natürlichen Krümmungen zu beseitigen, war sein Credo.

Dass über harmonische körperliche Motorik auch die Aktivitäten des Gehirns angeregt werden, war eine erwünschte Nebenwirkung. Für Sascha Krausneker steht fest: „Es handelt sich um eine wunderbare Verbindung von Bewegung und Lernen auf allen menschlichen Ebenen.“

Moshé Feldenkrais, der auch Physiker war, erarbeitete so Ansätze über das Zusammenwirken von körperlicher Bewegung, Erweiterung des geistigen Horizonts und seelischer Balance, die ein Vorgriff auf grundlegende Erkenntnisse der modernen Neurophysiologie waren, was seine Leistung nicht nur in den Augen Krausnekers einmal mehr erhöht: „Seine Stärke war es, abstrakte Ideen in konkret erfahrbares Erleben zu übersetzen. Und das ist vielen anderen nicht gelungen, deren Denkansätze er in seine Methode integriert hat.“

Bis zu seinem Tod im Jahr 1984 führte Moshé Feldenkrais ein buchstäblich bewegtes Leben – ab den 1960er-Jahren bildete er weltweit zahlreiche Menschen zu sogenannten Practitionern aus, daneben schrieb er zahlreiche Bücher und entwickelte seine Ideen konsequent weiter.

Menschen mit den unterschiedlichsten Biografien begeben sich in die Hände Sascha Krausnekers – physisch wie psychisch. Für ihn, der vom Judo-Sport über den Tanz zur Feldenkrais-Methode gekommen ist, die er seit 2002 praktiziert, macht das in der Behandlung jedoch keinen Unterschied: „Generell geht es darum, die Handlungsfähigkeit über Bewegung zu verbessern. Ob man am Klavier oder am Computer sitzt, man muss wissen, wie das Zusammenspiel von Skelett, Muskeln und

Die familiär-historische Ansicht des Hauses in der Taborstraße, in dem sich heute das Feldenkrais Institut Wien befindet



FOTO ©: FAMILIE KRAUSNEKER

Knochen so funktioniert, dass man frei und virtuos arbeiten kann.“ Diese Erfahrung habe Jahrzehnte vor ihnen auch Israels erster Premier David Ben Gurion gemacht, streut Verena Krausneker ein: „Er war aufgrund starker Rücken- und Kopfschmerzen beinahe arbeitsunfähig. Nachdem Moshé Feldenkrais zwei Jahre intensiv mit ihm gearbeitet hatte, konnte er wieder durchschlafen, sich in der Knesset wieder ohne Hilfe aus dem Sessel erheben.“

„Jüdisches Turnen“

Wer einen Blick in den Trainingssaal wirft und den Teilnehmern bei ihren kontemplativen Übungen zusieht, die im Liegen ausgeführt werden, könnte bei derlei Schilderungen ins Zweifeln geraten. Zu Unrecht, wie die Sprachwissenschaftlerin unterstreicht: „Dieser Prozess des Lernens von Bewegung ist fordernd, auch wenn man dabei nicht sportlich mobil ist.“ Dass sich diesem Umstand der Beiname „jüdisches Turnen“ verdanken soll, ist für sie zweischneidig: „Es unterstellt, dass Juden nicht sportlich sind. Dabei war Feldenkrais genau das Gegenteil.“ Ihr Bruder untermauert: „Ein Ausbildner hat über ihn einmal gesagt: ‚Im Judo hat er die Leute aus der Balance gebracht und sie auf den Rücken geworfen, um ihnen für den Rest ihres Lebens dabei zu helfen, ihre Balance wieder zu finden.‘“

Gilt das auch in Bezug auf jüdische Identitätsfindung? Verena Krausneker wird nachdenklich: „Für Juden in Österreich gibt es nicht viel, bei dem die gesamte Identität anwesend sein kann. Denn an vielen Orten erzeugt das Wissen darum immer noch Unruhe oder Chaos im Kopf. Dabei schwingt ein Aspekt des Sich-Outens mit. Hier eine Methode zu haben, die eine starke jüdische Verbindung schafft, macht den Unterschied zu anderen Lehren aus.“

Europa ist überall.

LOWE GGK

Österreich

Zusammenhänge
verstehen.

Welt

wienerzeitung.at





„Dann hätte doch Hitler gesiegt!“

Viktor „Wolvi“ Klein überlebte die Konzentrationslager Auschwitz-Birkenau, Mauthausen, Melk und Ebensee. Ein bewegendes Gespräch mit einem Mann, der trotz allem seinen Glauben bewahrt hat.

VON MARTIN ENGELBERG (INTERVIEW) UND MILAGROS MARTÍNEZ-FLENER (FOTOS)

Viktor „Wolvi“ Klein war über Jahrzehnte in der jüdischen Gemeinde in Wien, im Bethaus Misrachi als Gabai (Tempelvorstand) und als Vorstandsmitglied tätig. Immer elegant gekleidet und von gepflegtem Äußeren, lebt er gemeinsam mit seiner Frau Pnina ein eher ruhiges Leben in Wien. Ihre Kinder sind schon seit vielen Jahren nach Israel und in die USA ausgewandert. Heute ist Wolvi Klein Teil der orthodoxen Agudat-Israel-Gemeinde unter Rabbiner Grünfeld mit den Bethäusern in der Grünangergasse und in der Tempelgasse.

An einem heißen Schabbat-Abend entdeckte ich, eher zufällig, die eintätowierte Nummer auf seinem Unterarm. Die Wenigsten wissen, dass Wolvi Klein die Gräueltaten von Auschwitz er- und überlebt hat und dennoch – oder deshalb – ein „Schomer Mizwot“ geblieben ist; also ein gläubiger Jude, der streng nach den jüdischen Gesetzen und Traditionen lebt. Im Gespräch erzählte Wolvi Klein, wie er seinen Gottesglauben behielt.

NU: Wie war der Alltag in Munkács?

Klein: Die Stadt war stark von jü-

dischem Leben geprägt. Der Großteil der Juden war chassidisch-orthodox, Samstag war Ruhetag in der ganzen Stadt, alle hatten die Geschäfte geschlossen. Vielleicht hat man ein, zwei Apotheken gefunden, die nicht Schabbat gehalten haben. In diesem Milieu bin ich aufgewachsen. Die Dynastie von Munkács, unter dem Munkácser Rebbe, hatte schon Anfang des 19. Jahrhunderts angefangen und sich stark ausgebreitet. In meiner Kindheit amtierte Chaim Elazar Shapira als Munkácser Rebbe. Er war antizionistisch, gegen jede Reform.

„In Birkenau war ich acht Tage. Wir sind tagelang gestanden und waren sehr hungrig. Nach drei solchen Tagen sah mein Freund Kraus mich und hat mir seinen Teil vom Brot gegeben. Das hat mich 50 Jahre begleitet, die Erinnerung an ihn.“

Bis wann waren Sie in Munkács?

Bis 1944 wurden zwar vor allem Juden, die nicht ungarische Bürger waren, verfolgt, vertrieben und in die Ukraine verschickt, aber wir konnten weiterhin in Munkács leben. Am 19. März 1944 hat Deutschland Ungarn besetzt. Vom nächsten Tag an begann das Problem, dass sie alle Grenzen gesperrt haben. Wer unterwegs war, den hat man kontrolliert, ob er jüdischer Abstammung ist, und gleich verhaftet. Von Purim (ca. März) bis Pessach (ca. April) waren wir noch zuhause. Man musste die Geschäfte schon an Leute mit arischen Papieren übergeben. Am letzten Tag von Pessach hat man schon begonnen, die Juden aus der Provinz hereinzubringen, und man hat das Gesetz herausgegeben, dass jeder in das Ghetto muss. Wir haben unsere Wohnung verlassen müssen und wir sind in eine Wohnung gezogen, in der mein Urgroßvater gewohnt hat.

Da waren Sie als Familie noch zusammen?

Ja, mit meinen Eltern und meinen vier Geschwistern. Der älteste Bruder Jossi war 21, er wurde gleich eingezogen, mit 21 ist er zum ungarischen Militär gegangen, dem Hilfsmilitär. In die reguläre Armee wurden Juden ja nicht aufgenommen. Das Hilfsmilitär war eine Arbeitsgruppe, die an der Front Schienen gelegt haben und Hilfsarbeit geleistet haben. Wir sind im Ghetto geblieben, und sechs Tage vor Schawuot (Wochenfest), ungefähr am 18. Mai, begann die Deportation, wurden wir einwaggoniert und verschickt. Die gesamte Familie von meinem Vater und die Familie meiner Mutter sind alle in einen Waggon gekommen. Wir waren ca. 80 Personen im Waggon. Als wir in Birkenau angekommen sind, begann sofort die Selektion und sie haben alle Sachen, die wir mit uns hatten, gleich weggenommen. Man musste Koffer und alles abgeben, und die Kinder und die

älteren Leute hat man gleich nach links geschickt. Mein Vater, mein Onkel, mein Bruder Shlomo und ich sind nach rechts gegangen auf Arbeit. Der Rest musste auf die linke Seite nach Auschwitz. An diesem Tag – drei Tage vor Schawuot – halten wir deshalb die Jahrzeit (den jährlichen Trauertag um einen Verstorbenen) nach allen anderen Familienangehörigen.

Was geschah dann weiter mit Ihnen?

In Birkenau war ich acht Tage. In diesen acht Tagen hat es wenig zu essen gegeben. Selbstverständlich wurde uns alles abgenommen, man hat uns angekleidet mit den gestreiften Häftlingskleidern und tätowiert. Ich habe die Nummer 10201 bekommen, mein Vater die Nummer 10202 und der Bruder 10203. Wir sind tagelang gestanden und waren sehr hungrig. Nach drei solchen Tagen sah mein Freund Kraus mich und hat mir seinen Teil vom Brot gegeben. Das hat mich 50 Jahre begleitet, die Erinnerung an ihn. Ich habe ihn erst durch

einen Zufall nach 50 Jahren in New York getroffen, und es war ein sehr bewegendes Wiedersehen. Das ist nur eine Episode, die uns in Erinnerung bleibt von Menschen, von der Freundschaft, dass er mir sein letztes Stück Brot gegeben hat.

Da waren Sie noch immer mit dem Vater und dem Bruder und dem Onkel zusammen?

Ja, in Oświęcim (Auschwitz) angekommen, sind wir eingeteilt worden in Block zwölf, dort waren schon andere Verhältnisse. Oświęcim ist ein Lager, das war vor dem Krieg eine Militärkaserne für die Polen. Nachher haben es die Deutschen umgebaut in ein Konzentrationslager mit Krematorium, aber die Blöcke sind geblieben, 30 Gebäude, rote einstöckige Ziegelhäuser. Jeder hat für sich ein Bett gehabt, eine Pritsche mit Decken und so weiter, das waren schon normalere Verhältnisse, unten war der Waschraum. Und wir waren ein paar Tage dort, dann wurden wir eingeteilt zu

„Es hat Leute gegeben, die im Glauben schwach und sehr pessimistisch waren. Die haben nachgelassen.“

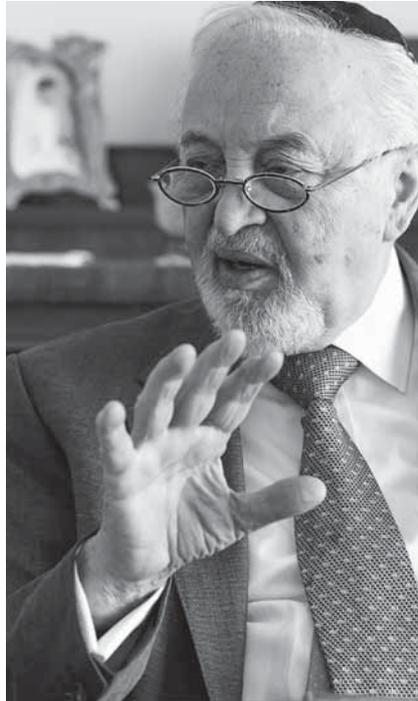


„Ich gehöre zur Generation, die durch die Flammen gegangen ist. Und ich habe die Möglichkeit gehabt und Gott hat mir geholfen, dass ich nach dem Krieg mit meiner Frau Pnina zusammen wieder eine Familie aufbauen konnte.“

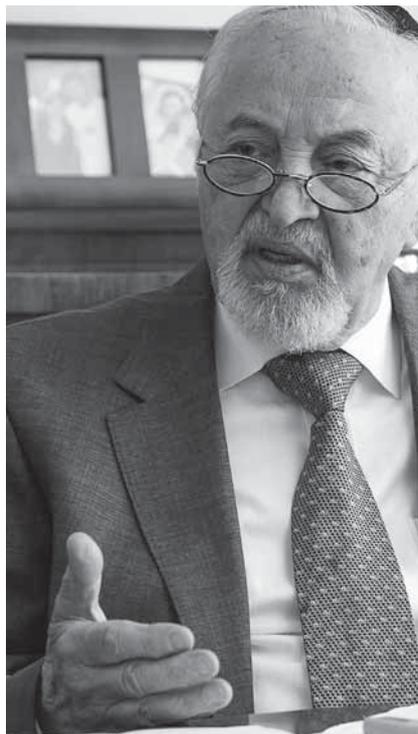
einem Kommando, dem Müllfahrer-Kommando. Den Mist von Auschwitz und Birkenau hat man zwei Kilometer vom Auschwitzer Lager und gegenüber dem Birkenauer Lager auf einem Platz konzentriert und dort hat man den ganzen Mist hineingeschmissen und Papier zu Papier, Blech zu Blech sortiert.

Was mussten Sie dort machen?

Ich habe Glück gehabt, ich bin zur Stanzerei gekommen, ich habe das Papier zu 50-Kilo-Ballen gemacht, das Blech separat gestanzt. Jeder, der in Auschwitz angekommen ist, hat seine Pakete abgegeben. Das war ein Kommando, das hat geheißen „Das große Kanada“. Das „große Kanada“ hat alle Koffer, alle Sachen, Essen und so weiter aussortiert. Kleidung hat man separat gelagert, Schuhe und so weiter, alles Essen, das übriggeblieben ist – Schmalz, Reis eingekocht mit Brot und so weiter –, das haben sie dort in den Mist hineingeschmissen und das ist zu uns gekommen, zu dem Müllfahrer-Kommando, das hat geheißen „Das kleine Kanada“. Dort habe ich auch Geld im Brot gefunden oder z.B. Dukaten. Der Befehl war, das an SS abzugeben und wenn die SS nicht dort war, musste man es an die Kapo oder an die Unterkapo abgeben. Wenn die es bekommen haben, haben sie es für sich weggelegt, aber was ich gefunden habe, habe ich für mich weggelegt. Das stand unter strenger Bestrafung. Ich habe es in das Lager hereingebracht und damit konnte ich tauschen. 400 Pengö (*die damalige ungarische Währung*) hat man getauscht gegen Brot, für vier Brot hat man eine Margarine bekommen, für vier Päckchen Margarine hat man eine Salami bekommen usw., also es war ein Schwarzmarkt. Das Geld haben wir dann polnischen Häftlingen gegeben, die es den Zivilarbeitern gegeben haben und auch den SS-lern, damit diese auf Heimaturlaub neue Sachen kaufen konnten.



„Der menschliche Verstand kann nicht begreifen, dass man von heute auf morgen so eine Masse an Menschen vernichtet.“



Das ist zwei, drei Monate gegangen, bis die Transporte aus Łódź von Theresienstadt angekommen sind. Dort hat man schon nichts gefunden. Im „kleinen Kanada“ habe ich auch Siddurim (*Gebetbücher*) und Sefarim (*Torarollen*), Talles (*Gebetschal*) und Tefillin (*Gebetsriemen*) gefunden und das habe ich auch in das Lager hereingetragen.

Aber haben Sie dort Feiertage einhalten können? Hat man gedawent (gebetet), Tefillin gelegt, koscher gehalten? Sie sind aus einer sehr religiösen, orthodoxen Umgebung gekommen.

Wie hat man im Lager damit gelebt? Zuerst einmal, in Auschwitz selber, haben wir gewusst, wann Schabbat ist. Alle haben das gewusst. Da war auch der Rabbi Weiser (*der nach der Shoa auch in Wien lebte und wirkte*), und es gab noch andere Rabbiner. Am Schabbat-Nachmittag haben wir alle nicht gearbeitet. Es gab sogar Leute, die keine trejfenen (*unkoscheren*) Sachen gegessen haben, aber es waren sehr, sehr wenige. Denn es galt das – wie man sagt – „Chajecha Kodem“: Zuerst geht es darum, dein Leben zu retten – du musst zuerst auf dich schauen. Der Grund ist, ein Toter kann Gott nicht dienen. Daher ist es ein Gebot. In Auschwitz habe ich nahe dem Krematorium Birkenau gearbeitet, wir haben alles gesehen, wir haben es aber nicht geglaubt. Das ist nicht fassbar, der menschliche Verstand kann nicht begreifen, dass man von heute auf morgen so eine Masse an Menschen vernichtet.

Haben euch alle diese schrecklichen Dinge nicht in eurem Glauben an Gott erschüttert?

Es hat Leute gegeben, die im Glauben schwach waren und sehr pessimistisch waren. Die haben nachgelassen. Aber ein Beispiel war: Mein Vater war ein Vorarbeiter im Müllfahrer-Kommando, er sollte aufpassen, dass die Leute arbeiten. An einem Schabbat-

„Der Glaube ist individuell, man kann Verschiedenes auslegen. Aber zu verstehen, zu begreifen ist eine göttliche Sache, was unser menschlicher Verstand nicht imstande ist zu begreifen.“

Morgen kommt auf einmal die SS mit einem Fahrrad vorbei und sieht, wie die Leute stehen und nicht arbeiten. Sie fragten: „Wer ist der Vorarbeiter?“ Hat man auf meinen Vater gezeigt. Der SS-ler hat gesagt: „Komm, bück dich.“ Und mein Vater hat zwei Stecken bekommen und der SS-ler hat gleich einen anderen als Vorarbeiter hingestellt, der war schon ein strenger Mann, war nicht so religiös. Der hat schon besser aufgepasst. Aber mein gottseliger Vater, verstehst du, er konnte doch nicht den eigenen Sohn, Geschwister und Bekannte, fromme Leute, zu der Arbeit zwingen. Also das war auch sein fester Glaube, verstehst du? Wir haben die Gebote eingehalten, soweit wir es noch konnten. Zum Beispiel „Seuda Schlischt“ (*Zelebration der dritten Mahlzeit am Schabbat*), am Schabbat-Nachmittag. Zu Rosch Haschana (*Neujahrsfest*) haben wir Gebetbücher hereingebracht. Zu Jom Kippur (*Versöhnungstag – höchster jüdischer Feiertag*) haben wir zumindest Neila (*letztes Gebet von Jom Kippur*) gebetet, weil es schon spät war. Also hat sich noch während dieser Zeit der Glaube gehalten. Später hat es sich ergeben, dass vielleicht der Glaube bei dem einen oder anderen etwas nachgelassen hat.

Sie haben dann nach dem Krieg in Budapest gelebt und wieder ein orthodoxes Leben begonnen.

Ja, wir haben wieder ein orthodoxes Leben begonnen. Mein Vater hat angefangen zu arbeiten, er hat alte Verbindungen aufgenommen, er hat Obst und Wein nach Polen verkauft.

Das Faszinierende für mich ist, dass Sie – nach all dem, was passiert ist – zurückgekommen sind und das Leben, vor allem das jüdisch-orthodoxe, einfach wieder aufgenommen haben. Wie war das, was haben Sie sich gedacht?

Darauf werde ich dir Folgendes sagen: Der Glaube ist wichtiger als alles



Martin Engelberg im Gespräch mit Viktor „Wolvi“ Klein

andere. Wenn wir unseren Glauben aufgegeben hätten, dann hätte doch Hitler gesiegt! Ich habe immer den Optimismus bewahrt und habe positiv gedacht. Ich gehöre zur Generation, die durch die Flammen gegangen ist. Und ich habe die Möglichkeit gehabt und Gott hat mir geholfen, dass ich nach dem Krieg mit meiner Frau Pnina zusammen wieder eine Familie aufbauen konnte. Ich habe immer darauf geachtet, dass wir die Familie erziehen sollen in dem Weg, in dem wir erzogen wurden, im Glauben.

Haben Sie sich nicht die Frage gestellt, wie man die Shoa verstehen kann? Im Judentum ist es doch so wichtig, alles verstehen zu wollen und zu können, auch das Göttliche. Wie kann man es verstehen, was da alles passiert ist? Im Fall der Shoa hat es so doch so viele fromme und gläubige Menschen gegeben, die gelitten haben und getötet wurden, so viele ganz kleine, unschuldige Kinder, die ermordet wurden!

Diese Frage haben sich natürlich viele Überlebende und viele Rabbiner gestellt, und sie sind zu dem Schluss gekommen, dass das eine göttliche Sache ist, auf die man nicht antworten kann. Unser Verstand begreift viele Sachen nicht, Gott ist auch nicht fassbar. Der Glaube ist individuell, man kann Verschiedenes aus-

legen. Aber zu verstehen, zu begreifen ist eine göttliche Sache, was unser menschlicher Verstand nicht imstande ist zu begreifen.

Viktor „Wolvi“ Klein wurde 1927 in Mukačevo geboren, wo er auch aufwuchs. Die Stadt, die damals zur Tschechoslowakei gehörte, hatte rund 35.000 Einwohner, von denen die Hälfte Juden waren, und war eines der großen Zentren des chassidischen Judentums. Bis 1918 hieß die Stadt Munkács; sie war über viele Jahrhunderte Teil der österreichisch-ungarischen Monarchie. Nach dem Zweiten Weltkrieg kam sie zur Sowjetunion, und seit 1991 gehört sie als Mukatschewe zur Ukraine. Nach der Zerschlagung der demokratischen Republik Tschechoslowakei wurde Munkács 1938 wieder Ungarn zugeschlagen. Die Juden wurden – wie in ganz Ungarn – diskriminiert und verfolgt, die Deportation und Ermordung begann jedoch erst mit der Besetzung Ungarns durch Nazideutschland im März 1944. Wolvi Kleins gesamte Familie wurde nach Auschwitz deportiert. Nur er, sein Vater und ein Bruder überlebten und wurden im Jänner 1945 von Auschwitz nach Mauthausen evakuiert. Von Mauthausen kamen sie nach Melk und wurden schließlich in Ebensee am 7. Mai 1945 befreit. 1951 kam Wolvi Klein nach Wien.

Welcher Bezirk?

Seit dem Jahr 1943 treffen sich jeden Mittwoch deutsche und österreichische Emigranten bei einem Stammtisch in New York, der von Oskar Maria Graf gegründet wurde. Gesprochen wird nur deutsch.

VON PETER WEINBERGER
(TEXT UND FOTOS)

Welcher Bezirk? Diese Frage wird sofort an den Neuankömmling gestellt, der sich mit dem Hinweis, aus Wien zu kommen, vorgestellt hat. Wo? Beim Stammtisch natürlich, der jeden Mittwoch um 20 Uhr in der winzigen Wohnung von Gaby Glückselig in der Upper East Side von New York stattfindet. Für Kurt Sonnenfeld, einen der stets Anwesenden, ist die Frage wichtig, da die Antwort darauf weitere Fragen nach dem sozialen Umfeld zu erübrigen scheint. Außerdem ist fast immer in den letzten Jahren die Mehrheit der Anwesenden ohnedies aus Wien.

Der Stammtisch wurde vor mehr als 70 Jahren von Oskar Maria Graf und anderen Emigranten in New York gegründet. Anfangs traf man sich mehrmals in der Woche in Restaurants, zum Teil auch, da in Folge von



Arnold Greissle-Schönberg
(in der Mitte)

Im Jahr 2012 haben wir gemeinsam eine 1.-Mai-Feier im Central Park abgehalten. Kurt Sonnenfeld ist selbstverständlich im Blauhemd der Roten Falken erschienen. Selbst die roten Nelken durften nicht fehlen.

Rationierungen Fleischgerichte nur dort erhältlich waren. Mitbegründer war u.a. der aus Wien stammende Mann von Gaby, Fritz Glückselig, ein Antiquitätenhändler und Schriftsteller, als solcher später unter dem Pseudonym Fritz Bergammer bekannt.

In späteren Jahren frequentierte man Emigranten-Cafés, seit vielen Jahren ist es nun Gabys Wohnung. Sie feierte heuer im April ihren hundertsten Geburtstag mit einer Party im Leo Baeck Institut. Gaby scheint stets in sich versunken den anderen zuzuhören. Vor ihr steht eine Glocke, um die Teilnehmer der Runde zu erinnern, nicht durcheinander zu schwätzen, doch diese verwendet sie immer seltener. Zu ihrem Geburtstag widmete sogar *Der Spiegel* Gaby ein „Feature“. Über sie, die ursprünglich aus einer sehr begüterten Wiesbadener Familie stammt, und ihren Mann ist in den letzten Jahren auch in den Printmedien wiederholt berichtet worden, da es der Stammtisch im

Lauf der Jahre zu einiger Berühmtheit gebracht hat.

„Erinnert ihr euch an den ...“

Und so funktioniert es: Jeder und jede bringt etwas zum Essen oder Trinken mit. In der Regel kommen auch alle in New York tätigen Gedenkdienner, die sich in bewundernswürdiger Art und Weise ihrer betagten Freunde annehmen. Ein Netz von ehemaligen Gedenkdiennern scheint den Stammtisch zu umgeben, denn immer wieder wird eine Postkarte oder eine E-Mail mit der Einleitung „Erinnert ihr euch an den ...“ vorgelesen. Gelegentlich sind auch Volontäre im Österreichischen Kulturforum oder Generalkonsulat oder andere deutsche bzw. österreichische Jugendliche zu Gast.

Es sind rund 60 bis 70 Jahre, die die beiden hauptsächlich anwesenden Gruppen im Alter voneinander trennen. Gesprochen wird ausschließlich deutsch (meist mit Wiener Akzent),

und alle Gäste sind untereinander „per du“. Zu den altersmäßigen Ausnahmen gehört insbesondere Thomas Strasser, ein an einer New Yorker High School unterrichtender österreichischer Mathematik- und Physiklehrer, der u.a. 2013 Gabys Sachwalterschaft übernommen hat. Die Familiarität des Umgangs miteinander bewirkt, dass vielfach Familiennamen in Vergessenheit geraten sind. Da, wie gesagt, die Wiener meistens dominieren, muss gelegentlich sogar ein typisch wienerischer Ausdruck für die „anderen“ übersetzt werden.

Jeder einzelne der anwesenden „Ehemaligen“ kann mit Geschichten aus der Vergangenheit aufwarten. Miriam (Merzbacher) zum Beispiel, kaum 1,40 m groß, musste als Kind in Theresienstadt Glimmer in Plättchen für die NS-Flugzeugindustrie spalten. Sie, die ursprünglich aus Berlin stammt und deren Familie zunächst nach Holland übersiedelte, hat Glück gehabt, da nach dem Krieg die holländischen Nachbarn den Überlebenden ihrer Familie das zur Verwahrung übernommene Eigentum zurückgaben. Miriam ist trotz ihres Alters quirlig und stets zu Späßen aufgelegt. Oder Trudy (Jeremias), die aus Wien stammt, sogar nach dem Krieg einige Zeit wieder dort gelebt hat und sich nun um die Organisation des Stammtisches kümmert. Ohne sie würde der Stammtisch bereits der Vergangenheit angehören.

Der schon erwähnte Kurt (Sonnenfeld), ein pensionierter Erziehungswissenschaftler, ist zeit seines Lebens ein glühender Sozialdemokrat geblieben. Er stammt aus der Brigittenau, sein Vater war ein sozialdemokratischer Vertrauensmann, und genau deshalb ist ihm die Frage nach dem Bezirk so wichtig. Im Jahr 2012 haben wir gemeinsam eine 1.-Mai-Feier im Central Park abgehalten. Kurt ist selbstverständlich im Blauhemd der



1.-Mai-Feier im Central Park

An einem Abend im Monat gibt es Palatschinken, natürlich mit Marillenmarmelade gefüllt. Zubereitet werden sie von Arnold Greissle-Schönberg in Gaby Glückseligs winziger Küche und serviert von Kurt Sonnenfeld.



Thomas Strasser und Marion House

Roten Falken erschienen. Selbst die roten Nelken durften nicht fehlen.

Wohnzimmer auf der Upper East Side

Arnold (Greissle-Schönberg) ist der älteste Enkel von Arnold Schönberg. Seine Mutter war jenes kleine Mädchen, das gemeinsam mit Mathilde Schönberg (Zemlinsky) auf dem weltberühmten Bild von Richard Gerstl im Leopold-Museum zu sehen ist. Da Arnold seine Kindheit im Hause seines Großvaters verbracht hat, erzählt er mitunter eine der vielen kleinen Geschichten von damals – über seinen Großvater, über Koschka oder auch Anton von Webern. Sein Vater und Hanns Eisler waren zur gleichen Zeit Schüler von Arnold Schönberg.

An einem Abend im Monat gibt es Palatschinken, natürlich mit Marillenmarmelade gefüllt. Zubereitet werden sie von Arnold in Gabys winziger Küche und serviert von Kurt.



Miriam Merzbacher

Klarerweise ist dieser Abend am besten frequentiert. Aber auch sonst drängen sich bis zu 20 Leute in dem kleinen Wohnzimmer auf der Upper East Side. Zunächst gibt es eine Reihe von Sesseln um den runden Tisch, doch bald muss die Runde durch eine zweite Reihe erweitert werden. Zuspätkommende müssen mitunter damit rechnen, nur mehr im Stehen teilnehmen zu können.

Der Wienbezug ist stets spürbar. Marion (House) zum Beispiel, ursprünglich aus Berlin stammend und noch immer ein ausgewählt schönes Deutsch sprechend, war mit einem Wiener verheiratet und daher mit den deftigen Wiener Gebräuchen durchaus vertraut. Marion ist eine kultivierte alte Dame, die trotz ihres fortgeschrittenen Alters nach wie vor von ihrer Wohnung in Riverdale mit dem Auto zum Stammtisch kommt. „Früher war ich viel größer“, bemerkt sie stets bedauernd, obwohl sie wirklich nicht die Kleinste unter den Anwesenden ist.

Gelegentlich kommt Michael (Spudic) mit seiner Ziehharmonika vorbei. Zum Erstaunen der anwesenden Jugendlichen kennen die „Alten“ die Texte zu allen Liedern bis zur letzten Strophe und singen begeistert mit. Meist allerdings wird brav diskutiert, von Gabys Glocke immer seltener resolut zur Rückkehr zu einem vorgegebenen Thema gemahnt. Da steht dann Obama im Mittelpunkt oder die Borniertheit der Republikaner, aber auch deutsche und österreichische Innenpolitik wird fleißig kommentiert. Die Gedenkdienere berichten manchmal von ihrer Arbeit, oder Margot (Wellmann-Scharpenberg), die nun teilweise wieder in Deutschland lebt, liest eines ihrer neuen Gedichte vor. Und Arnold („von meinem Großvater habe ich die Glatze und ein gutes Gehör geerbt“) erweist sich, wenn es sich gera-



Stammgast Kurt Sonnenfeld

de ergibt, als großartiger polyglotter Sprachenimitator.

Die Gedenkdienere kommen übrigens nicht nur aus Wien, sondern auch aus kleineren oder größeren Städten in Österreich und haben einiges an Motivation mitgebracht. So auch Patrick (Gyasi), der bisher einzige afro-österreichische Gedenkdienere, der ein typisches Wiener Gymnasiumdeutsch spricht. Sie alle sorgen für das äußerlich jugendliche Klima beim Stammtisch, die „Alten“ sind ohnedies geistig jung geblieben.

Rückblicke in die Vergangenheit werden meist mit der Frage „Hast du den (die) gekannt?“ eingeleitet, klarerweise unbewusst Generationen überspringend. Insbesondere Hawei (Hans Weiss), seit seiner Zeit in der (New Yorker) Austrian Youth in den 50er-Jahren „mit dabei“, liebt solche Fragen. Sie helfen ihm beim Erinnern.



Trudy Jeremias

„Wissen Sie, warum die Challa bedeckt ist?“

Die Sammlung des Jüdischen Museums Budapest war im Krieg versteckt und wurde in den 90er-Jahren gestohlen. Heute kämpft das Museum mit seiner Mission gegen den Antisemitismus und plant eine neue Dauerausstellung.

VON IDA LABUDOVIĆ (TEXT UND FOTOS)

Es ist sicher nicht die Größe des Museums oder das Konzept, das eine viertel Million Besucher pro Jahr überzeugt. Auch ist der Museumskatalog momentan nur auf Ungarisch erhältlich. Dennoch ist das Museum, das sich in der Dohánystraße neben der Großen Synagoge von Budapest befindet, ein Besuch wert. Bewahrt

hat es die nostalgische Note der vergangenen Zeiten, als die 800.000 in Ungarn lebenden Juden einen bedeutenden Einfluss auf die ungarische Gesellschaft hatten. Und es hat eine klare Mission: „Eine Kommunikationsbrücke zwischen der ungarischen jüdischen Gemeinde, die eine der größten in Europa ist,

und der ungarischen Gesellschaft zu sein“, betont Direktorin Szilvia Peremiczky. „Wir wollen eine positive Nachricht vermitteln, die Herz und Seele der Menschen gegen den wieder erwachenden Antisemitismus gewinnen soll“, sagt die gebürtige Budapesterin, die seit fünf Jahren das Museum leitet. Die dynamische Li-



Der Blick in den Feiertagsraum des Museums

SERIE JÜDISCHE MUSEEN:

Bisher erschienen:

NU 55 Warschau
NU 54 Wien
NU 53 Brüssel
NU 52 Satu Mare
NU 51 New York
NU 50 Venedig
NU 49 Amsterdam
NU 48 Istanbul

NU 47 Casablanca
NU 46 Wien
NU 45 Melbourne
NU 44 Eisenstadt
NU 43 Philadelphia
NU 42 Frankfurt
NU 41 Bratislava
NU 40 Rom

NU 39 Südafrika
NU 38 Oslo
NU 37 Sarajevo
NU 36 Barcelona
NU 35 Kopenhagen
NU 34 London
NU 33 Hohenems
NU 32 Buenos Aires

NU 31 Wien
NU 30 Basel
NU 29 Sydney
NU 28 München
NU 27 Berlin

teraturwissenschaftlerin hat sich vorgenommen, das Museum in eine neue Ära zu führen: „Ein ideenreiches, pädagogisch ausgerichtetes Museumsprogramm wird bald an die jüngeren Generationen von Ungarn herangebracht werden.“ Die Arbeiten für eine museologische Modernisierung haben bereits begonnen. Die neugestaltete Dauerausstellung soll die Freuden des jüdischen religiösen Lebens zeigen, sie wird aber auch ein beeindruckendes Panorama der enormen Beiträge bieten, die Juden in Ungarn auf den Gebieten der Wirtschaft, der Kultur und der Wissenschaft geleistet haben.

Die Geschichte des Museums und der Kunstdiebstahl

Anlässlich der Budapester Millenniumsausstellung im Jahr 1896 wurde die Sammlung des zukünftigen Jüdischen Museums erstmals ausgestellt. Die Judaica-Sammlung hatte damals einen derartig großen Erfolg, dass entschieden wurde, sie zu ergänzen und einen Raum dafür zu errichten. Doch der Erste Weltkrieg verhinderte die Umsetzung des Planes, und so wurde das Museum erst im Jahr 1932 eröffnet. „Das Originalkonzept war, die zweitgrößte europäische Judaica-Sammlung zu zeigen, aber nur mit minimalen Hinweisen auf die lange Anwesenheit und auf den Einfluss der Juden auf die Modernisierung in Ungarn“, so Peremiczky. Als der Zweite Weltkrieg begann, wurden die Bestände des Museums in Holzkisten verpackt, die von zwei Angestellten des Ungarischen Nationalmuseums in dessen Keller versteckt wurden. Nach Kriegsende wurde die Sammlung der Jüdischen Gemeinde zurückgegeben. Die Dauerausstellung in ihrer heutigen Form wurde im Jahr 1984 einschließlich eines Holocaustmemorials realisiert.

Im Jahr 1993 gelang es Dieben, während Sanierungsarbeiten an der Sy-



Fenster mit Glasmalerei des Künstlers Miksa Róth

nagoge in das Museum einzudringen und die gesamte Sammlung mit Ausnahme einer Thorakrone zu stehlen. Unter dem Titel „Raub auf Bestellung?“ berichtete die Tageszeitung *Neues Deutschland*, dass Gegenstände aus Gold und Silber im Wert von rund 150 Millionen Mark entwendet worden waren. Auch die *Frankfurter Allgemeine* beschrieb den angeblich größten Kunstdiebstahl in der Nachkriegsgeschichte Ungarns. Die Auffindung des Diebesgutes schildert der Museumsführer Miklós Ébner in exzellentem Deutsch: „Die Diebe haben die Sammlung in der Nähe von Bukarest liegengelassen, bedingt möglicherweise durch die große internationale Aufmerksamkeit, die dieser Tat gewidmet wurde. Die Sammlung wurde mit kleineren Beschädigungen zurückgebracht, aber man weiß bis heute nicht, wer die Diebe gewesen sind.“

Schabbat, Feiertage und Lebenszyklus

Miklós Ébners Leben ist eng mit dem Bezirk um Museum und Synagoge verbunden. Er hat in der Dohá-

nystraße gewohnt und hat seine Bar Mizwa, die religiöse Mündigkeit, im Dohánytempel gefeiert. Ébner fühlt sich hier zuhause, und er macht die Tour durch die vier Museumsräume zum Erlebnis. Der Mann im schwarzgestreiften Anzug bewegt sich elegant von einer Vitrine zur nächsten und erklärt souverän die Ausstellungsobjekte. Oft unterbricht er seine Erläuterungen mit scherzhaften Fragen: „Wissen Sie, warum die Challa, das Schabbat-Brot, bedeckt ist?“ Er lässt dem Besucher ein wenig Zeit zum Nachdenken und fährt dann fort: „Dass es sich nicht schämen soll, dass zuerst der Wein gesegnet wird und dann das Brot.“ Erst als das Erstaunen des wissenden Zuhörers nicht enden will, klärt er auf: „War nur ein Scherz.“

Anhand der rituellen Objekte erklärt Ébner die Geschichte der Juden und ihre Gebräuche. Es sind diese Erzählungen, die den Besuch so interessant machen, wie zum Beispiel, was er über den 200 Jahre alten Schrank für die Thorarolle (Aron ha-Kodesch) berichtet. Der Schrank gehörte ursprünglich zu einer aus Holz erbauten Synagoge in einer Ortschaft in der Nähe von Bratislava. Bevor die Synagoge im Krieg zerstört wurde, nahm ein Mann christlichen Glaubens den Schrank zu sich und gab ihn nach dem Krieg der Jüdischen Gemeinde zurück.

Ungewöhnlich wie die Orgel in der Budapester Dohány-Synagoge sind die mit Glasmalerei geschmückten Fenster im Museum, die Kirchenfenstern nicht unähnlich sind. Sie stammen vom Glaskünstler Miksa Róth und wurden während des Krieges ebenfalls in Holzkisten im Nationalmuseum aufbewahrt. Weitere Prunkstücke dieses Künstlers findet man auch im Budapester Parlament. Die Fenster zeigen bekannten Szenen aus der Bibel und das Licht, das durch

„Wir wollen eine positive Nachricht vermitteln, die Herz und Seele der Menschen gegen den wieder erwachenden Antisemitismus gewinnen soll“, sagt Szilvia Peremiczky, die seit fünf Jahren das Museum leitet.

die Fenster dringt, erzeugt eine angenehme Atmosphäre.

In den ersten beiden Museumsräumen erfährt der Besucher Wissenswertes über den Schabbat und die jüdischen Feiertage. Thorarollen, prunkvolle Kerzenleuchter, Kiduschbecher und andere wertvolle Kultgegenstände werden dort ebenso präsentiert wie Gebetsbücher und Gewänder.

Ein festlich gedeckter Sedertisch für Pessach, den Feiertag, an dem die Juden den Auszug aus Ägypten feiern, befindet sich in einer Glasvitrine in der Mitte des großen zweiten Museumsraums. Zwei Porzellanteller aus der Manufaktur Herend schmücken den Tisch. Der jüdische Eigentümer Moritz Fischer nahm im Jahr 1851 an der Londoner Weltausstellung teil und überzeugte mit der Qualität und Schönheit seiner Produkte auch Queen Victoria, die ein Speiseservice mit Pfingstrosen- und Schmetterlingsdekor bestellte. Seither wird dieses Dekor „Victoria“ genannt.

An den Wänden des großen Museumsraums ist eine Serie hervorragender Grafiken des Malers und Holocaustopfers Imre Ámos zu sehen, der mit wenigen Strichen Szenen aus dem jüdischen Leben schuf: der Freitagabend und die Hawdala, die Verabschiedung des Schabbat

Aus Brotkrümeln angefertigte Hanukkia



oder das Blasen des Schofar am Neujahrstag.

Im dritten Raum geht es um das jüdische Alltagsleben und wichtige Phasen im Lebenszyklus: Brit-Mila, die Beschneidung, Bar Mizwa, Hochzeit und Beerdigung. „Hier befindet sich auch die Büste des berühmten Rabbiners Samuel Kohn, der in der Großen Synagoge zum ersten Mal in ungarischer Sprache predigte“, erklärt Ébner, ein Liebhaber des Ungarischen.

Numerus clausus als erste antisemitische Einschränkung im Nachkriegs-Europa

Der letzte Raum des Museums ist dem Schicksal der ungarischen Juden im Holocaust gewidmet. Ungarn war 1920 der erste Staat in Europa, der eine Einschränkung der Bürgerrechte der Juden – durch einen Numerus clausus an den Hochschulen – einführte. „In den Jahren 1938 bis 1942 wurden noch weitere Judengesetze in Ungarn in Kraft gesetzt, die stufenweise die Rechte und Möglichkeiten von Juden praktisch auf Null reduzierten“, sagt Ébner. Der Besucher stößt im Gedenkraum auf eine Liste, auf der die genaue Anzahl von Juden in den verschiedenen Ländern angeführt ist. „Die Listen wurden mit deutscher Genauigkeit angefertigt. Die Deutschen hatten sich vorgenommen, fast alle Juden aus Ungarn zu vernichten“, Ébners Stimme wird bei diesen Worten leiser. Beinahe hätten sie es auch geschafft. Miklós Ébner selbst hat die Jahre des Schreckens als Kleinkind mit seiner Mutter überlebt.

Im Holocaust-Gedenkraum ist es dunkel. Die Wände sind mit schwarz-weißen Fotografien bedeckt, mit Dokumenten, Porträts von Menschen, die Juden geholfen haben, und Szenen aus dem Ghetto. Einige Gegenstände aus dem Konzentrationslager



Museumsführer Miklós Ébner

strahlen in der Dunkelheit, wie eine Hanukkia, die aus Brotkrümeln angefertigt wurde. Eine Büste von Raoul Wallenberg, der durch seinen Einsatz zur Rettung ungarischer Juden bekannt wurde, dominiert diesen Teil des Raumes.

Das Jüdische Museum, das an der Stelle steht, wo sich einst das Geburtshaus von Theodor Herzl befand, zeigt im oberen Stockwerk Wechselausstellungen. Die Vernissagen und Finissagen stellen dabei bedeutende Ereignisse in Budapest dar. „Die österreichischen Besucher sind herzlich eingeladen, ab Juli die neue Ausstellung über die jüdischen Piloten in der k. und k. Monarchie zu sehen“, kündigt Szilvia Peremiczky an. Ein Grund mehr, das Museum zu besuchen.

Magyar Zsidó Múzeum

Dohány utca 2, 1075 Budapest

Öffnungszeiten:

März bis Oktober:

Sonntag – Donnerstag 10 bis 18 Uhr,
Freitag 10 bis 16 Uhr

November bis Februar:

Sonntag – Donnerstag 10 bis 16 Uhr,
Freitag 10 bis 14 Uhr

www.zsidomuzeum.hu

Die Heimat zusammenführen

Sie ist in der „jüdischen Gasse“ in verschiedensten Funktionen bekannt, als Religionslehrerin oder als Reiseleiterin. Judith Weinmann-Stern steckt mit ihrem Optimismus und Engagement viele an. Aus ihrer jüngsten Idee ist ein Erfolg geworden. Im November dieses Jahres finden bereits zum zweiten Mal österreichische Kulturtage in Tel Aviv statt – mit Staraufgebot. Ein Gespräch mit Projekt-Initiatorin.

VON DANIELLE SPERA

NU: Wie ist die Idee entstanden, Kulturtage zu inszenieren?

Weinmann-Stern: Ich bin in einem kulturbeflissenen Elternhaus aufgewachsen. Mein Vater hat 1967 eine Bibliografie von jüdischen Autoren herausgegeben. Ich war damals 14 Jahre alt. Ich bin also nicht nur mit dem Schatten der Shoa aufgewachsen, mit einer Mutter, die Theresienstadt überlebt hat, sondern habe auch das Schicksal der jüdischen Autoren hautnah mitbekommen. Als ich 17 war, kam ich von der Schule nach Hause und fand meinen Vater weinend vor. Er hatte gerade erfahren, dass Paul Celan tot in der Seine gefunden worden war. Die meisten 17-Jährigen wussten nicht einmal, wer Paul Celan war.

Das hat natürlich eine Prägung hinterlassen.

Es hat mich nicht mehr losgelassen. Egal wo ich hinfuhr, habe ich Begegnungen mit sogenannten „Alt-Österreichern“ gesucht und ein unglaubliches Heimweh gespürt. Daher hatte ich schon lange das Bedürfnis, für diese Menschen etwas zu tun, vor allem für die vertriebenen Österreicher, die in Israel leben.

Das Zielpublikum ist also genau definiert.

Die älteste Person, die voriges Jahr kam, war 101 Jahre alt. Viele sind über 90, die haben mit einer Hingabe

mitgesungen, als ob sie gerade vor einer Woche ausgewandert wären. Andrea Eckert sagte zu mir, so ein Publikum hätte sie noch nicht erlebt.

Sie haben viele Stationen durchlaufen, sind Sie jetzt angekommen?

Die Kulturtage sind mein Herzensprojekt. Voriges Jahr habe ich in Brasilien das Haus von Stefan Zweig besucht, wo er Selbstmord begangen hat. An seinem Grab sind mir die Tränen heruntergeronnen. Ich dachte, mein Gott, ein Europäer ist so fern seiner Heimat begraben.

Geboten wird ein klassisch-jüdisches Programm.

Ich wollte das Programm speziell auf die „Alt-Österreicher“ in Israel zuschneiden. Ich sehe mich auch als eine Art Botschafterin Israels.

Und auch als Botschafterin Österreichs.

Ich habe nicht nur eine Heimat, sondern zwei und möchte sie zusammenfügen. Wir sind nun einmal verbunden – Israel und Österreich.

Nun lebt aber bereits die dritte Generation nach der Shoa. Wollen diese jungen Menschen überhaupt noch an Österreich andocken?

Die Jugend empfindet Israel als wesentlich freier als Österreich. Tel Aviv z. B. ist eine Stadt *without limits*. Die jungen Menschen verbinden mit Österreich wenig, obwohl dort ihre Wurzeln liegen.

Es gibt ein großes Interesse der jungen Israelis an Deutschland, warum ist das Interesse an Österreich nicht da?

Berlin ist im Trend, ist Hype. Wien ist schön, aber es gilt als altmodisch. Da ist das k.u.k. Wien immer noch im Kopf. Berlin ist eine boomende Stadt, jeder drängt dorthin.

Wie lassen sich die jungen Israelis mit österreichischen Wurzeln motivieren, hierher zu kommen?

Vielleicht über den Sport, über das Skifahren oder Mountainbiking. Alle Israelis sind begeistert, wenn sie in Wien sind, aber sie würden es nicht mit dieser avantgardistischen Kultur verbinden, wie Berlin. Mein Großvater wäre entsetzt, wenn er wüsste, wie viele Israelis es heute nach Deutschland zieht.

Nach den vielen Initiativen, gibt es noch eine reizvolle Aufgabe?

Beruflich will ich nichts mehr. Ich möchte Großmutter werden.

Wunderbar. Mazel Tov!



Roman Grinberg, Oberrabbiner Paul Chaim Eisenberg, Andrea Eckert, Fritz von Friedl, Oberkantor Shmuel Barzilai
Sitzend: Ronald Leopoldi, Judith Weinmann-Stern, Béla Koreny

FOTO ©: ALONA SCHREIBER

Die alte Geschichte vom Wunderkind

Samuel Reshevsky, als Szmul Rzeszewski in Polen geboren, gilt als eines der ersten Wunderkinder der Schachgeschichte. Bereits als kleiner Bub gab er große Simultanveranstaltungen – im Matrosenanzug.

VON ANATOL VITOUCH

„Gut gegen Böse“ – das war die Brille, durch die der Westen 1972 den Jahrhundertwettkampf Fischer vs. Spasskij betrachtete und darüber in Euphorie geriet (siehe NU Nr. 55). Ähnlich wirksam für die Popularisierung des Spiels war wohl nur die alte Geschichte vom Wunderkind. Am kometenhaften Aufstieg Magnus Carlens zum hochbezahlten, Schach spielenden Jeansmodell lässt sich mühelos ablesen, wie gut dieses Narrativ auch heute noch funktioniert.

Im Vergleich zu Carlens Verdienst dürften die Einkünfte Szmul Rzeszewskis bescheiden gewesen sein. Aber immerhin ernährte der Achtjährige seine Familie, indem er im Jahr 1920 zu einer Simultan-Tournee durch die USA aufbrach. Im Matrosenanzug nahm er es pro Vorstellung mit 40 bis 75 erwachsenen Gegnern auf und versetzte die Neue Welt damit in Verückung. Von den 1.500 Simultanpartien, die der Knabe auf seiner Rundreise absolvierte, verlor er gerade einmal acht.

Kein Schach am Sabbat

Szmul Rzeszewski war 1911 in einem kleinen polnischen Ort in der Nähe von Łódź als sechstes Kind einer orthodoxen jüdischen Familie geboren worden. Sein Vater, ein Textilhändler und Schach-Amateur, brachte ihm die Regeln des Spiels bei, als Szmul vier oder fünf Jahre alt war. Das Talent des Kindes muss schnell zutage getreten sein, denn bereits drei Jahre später machte der kleine Rzeszewski

sich unter der Ägide eines Managers zu einer Europareise auf, um sich die ersten Sporen als Wunderkind zu verdienen. Der Sprung über den großen Teich war der nächste logische Zug, denn das augenfälligste historische Vorbild für Rzeszewski hieß Paul Morphy (1837–1884). Morphy war nicht nur der erste amerikanische Schachspieler von Weltrang und inoffizieller Weltmeister zur Mitte des 19. Jahrhunderts gewesen. Er hatte auch bereits als Zwölfjähriger alles in Grund und Boden gespielt, was sich ihm in den Vereinigten Staaten an einem Schachbrett in den Weg stellte.

Rzeszewski tat es ihm nun gleich und war dabei noch vier Jahre jün-

ger als Morphy anno dazumal. Das steigerte den Sensationswert der Sache beträchtlich. Schon nach wenigen Wochen war Szmul Rzeszewski der bekannteste Schachspieler der USA, ohne jemals an einem großen Turnier teilgenommen zu haben. Zwar bekamen seine Eltern kurzfristig Schwierigkeiten mit dem Jugendamt, weil ihr Sohn naturgemäß die Schule schwänzen musste, um monatelang auf Achse zu sein. Aber die Sorgen waren wohl unbegründet: Szmul, der seinen Namen bald Samuel Reshevsky schrieb, war ein schneller Lerner und eignete sich amerikanisches Englisch und den übrigen Schulstoff mühelos neben seiner Erwerbsarbeit an. Zwei Wochen vor seinem elften Ge-



Der achtjährige Samuel Reshevsky besiegt die Granden der französischen Schachwelt

FOTO ©: WIKIMEDIA COMMONS/ THE NEW YORK TIMES PHOTO ARCHIVE/ KADEL & HERBERT

Einen Rekord kann Samuel Reshevsky keiner nehmen: Als einziger Mensch ist er 11 der 17 Weltmeister der Schachgeschichte am Brett gegenübergesessen. Ganze sieben davon konnte er mindestens einmal besiegen.

birthstag war es dann soweit: Samuel Reshevsky spielte sein erstes Weltklassessturnier. Zwar vermochte er sich noch nicht weit vorne zu platzieren, aber er besiegte immerhin den bekannten französischen Meister David Janowski in einer Partie, für die er den Schönheitspreis erhielt. Danach wurde es etwas ruhiger um das junge Genie. Das Simultanspiel hatte sich abgenutzt, also hängte Reshevsky das Schachbrett für die Zeit seiner High-school- und Universitätsausbildung an den Nagel. Erst im fortgeschrittenen Alter von 21 Jahren kehrte er, akademischer Buchhalter geworden, in die Turnierarena zurück, die er gehörig aufmischte. 1936 gewann Reshevsky bei seinem ersten Antreten die US-Meisterschaft. Er sollte den Titel noch sieben weitere Male erobern, zuletzt 1971. Seine Turnieraktivität ging Reshevsky als orthodoxem Juden übrigens nicht über die religiösen Gebote: Am Sabbat spielte er grundsätzlich kein Schach, wonach sich die Turnierorganisatoren zu richten hatten.

Aber wie es mit den Wunderkindern manchmal so ist: Man verspricht sich von ihnen mehr, als sie beim besten Willen halten können. Hatte man in dem Achtjährigen noch ganz selbstverständlich den zukünftigen Weltmeister gesehen, stellte sich nun heraus, dass er „nur“ zum engeren Kreis der Anwärter auf den Titel gehörte.

„Stärkster Amateur der Welt“

1948 nahm Reshevsky am WM-Turnier teil, in dem der Nachfolger für den im Amt verstorbenen Weltmeister Alexander Aljechin ermittelt werden sollte. Er wurde Dritter, ex aequo mit dem großen Paul Keres, aber hinter Michail Botwinnik, der den Titel errang, und Wassili Smyslow, der Botwinnik den Thron ein paar Jahre später vorübergehend abluchste. Dabei hatte Reshevsky gegen Botwinnik selbst eine ausgezeichnete Bilanz: In



Samuel Reshevsky im Jahr 1968

einem Match UdSSR gegen den Rest der Welt errang er drei Remis und einen Sieg gegen den Weltmeister. Zur Belohnung bekam er von Botwinnik frech den Titel „stärkster Amateur der Welt“ verliehen.

Wie David Bronstein später berichtete, nötigte die Stärke dieses Amateurs die Sowjets sogar, sich beim Kandidatenturnier 1953 auf Befehl der Parteileitung zu verschwören, um den in Führung liegenden US-Amerikaner mittels Partieabsprachen noch abzufangen. Ein paar Jahre später betrat ein gewisser Bobby Fischer die Bühne und machte Reshevsky den Titel als stärkster Schachspieler der westlichen Hemisphäre nachdrücklich streitig. Ein 1961 ausgetragener Wettkampf zwischen den beiden – Fischer war 18, Reshevsky inzwischen 50 Jahre alt – wurde beim Stand von 5½ zu 5½ abgebrochen, weil die Spieler einander so feindlich gesonnen waren. „Ich hätte kein Problem damit, in einem Turnier 19. zu werden, solange Fischer 20. wird“, sagte Reshevsky später zu dieser Rivalität. Dabei handelte es sich aber um einen Kampf, den das einstige Wunderkind schon aus Altersgründen nicht gewinnen konnte. Bald musste er sich bei Schach-

olympiaden mit dem zweiten Brett hinter Bobby zufrieden geben.

Einen Rekord aber kann ihm keiner nehmen: Als einziger Mensch ist Samuel Reshevsky 11 der 17 Weltmeister der Schachgeschichte am Brett gegenübergesessen. Ganze sieben davon konnte er mindestens einmal besiegen. Bedenkt man, dass sich die Geschichte der offiziellen Weltmeister von Wilhelm Steinitz 1886 bis Magnus Carlsen 2013 erstreckt, dann lässt sich erlauben, welchen schachgeschichtlichen Zeitraum seine aktive Spielerlaufbahn umschloss.

Lasker–Reshevsky, Nottingham 1936:

In dieser Stellung gab der zweite Weltmeister der Schachgeschichte auf. Wie hätte Reshevsky nach dem erzwungenen 23. Kh1 entscheidend fortgesetzt?

Auflösung in der nächsten Ausgabe von **NU**.



Auflösung aus NU Nr. 55:

Mit **11... Sa4!!** begann Fischer seine tödliche Kombination. Nach **12. Da3** (11. Sxa4 Sxe4 mit starkem Angriff) **Sxc3 13. bxc3 Sxe4 14. Lxe7 Db6 15. Lc4 Sxc3 16. Lc5 Tfe8+ 17. Kf1 Le6!! 18. Lxb6 Lc4+ 19. Kg1 Se2+ 20. Kf1 Sxd4+ 21. Kg1 Se2+ 22. Kf1 Sc3+ 23. Kg1 axb6 24. Db4 Ta4 25. Db6 Sxd1** erreichte er eine Gewinnstellung, die er sicher verwertete.

Das Theresienstädter Tagebuch der Helga Pollak-Kinsky

Das vor kurzem erschienene Kindertagebuch einer der letzten Zeitzeuginnen aus dem Ghetto Theresienstadt wirft Fragen nach der Vergangenheitsbewältigung in Österreich auf.

VON KATJA SINDEMANN

Helga Pollak-Kinsky ist eine freundliche alte Dame, der man nicht anmerkt, dass sie Schlimmes durchgemacht hat. Sie spricht konzentriert und nüchtern über das, was ihr in Theresienstadt, Auschwitz und Ödenburg, einem Nebenlager von Flossenbürg, widerfahren ist. Nur wenn die Rede auf ihre Verwandten, insbesondere ihren Vater kommt, treten Tränen in ihre Augen. Sie ist gewohnt, als Zeitzeugin in Schulen und Institutionen über ihre Erlebnisse zu sprechen. Dennoch: Dass sie beim heutigen Holocaust-Gedenktag vor der

UNO in Genf vortragen sollte, war für sie eine Herausforderung. Angefangen hat es in den 1990er-Jahren. Damals trafen sich erstmals Überlebende, die als Kinder im Ghetto im Mädchenheim, Zimmer 28, untergebracht waren. Sie wollten die Erinnerung an die ermordeten Kameradinnen aufrechterhalten. Die deutsche Journalistin Hannelore Brenner-Wonschick machte es sich zur Aufgabe, über ihr Schicksal zu berichten. Damals war über die Kinder in Theresienstadt kaum etwas publiziert. Erst erschien ein Radiofeature über die Kinderoper *Brundibar*, 2004

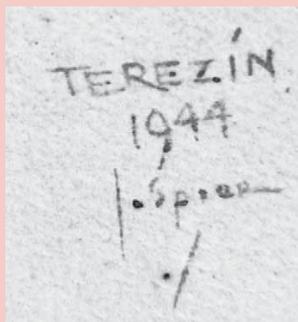
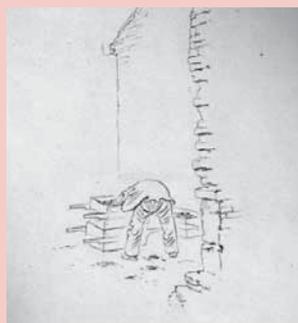
das Buch *Die Mädchen von Zimmer 28* mit Erinnerungen von zwölf Überlebenden und jetzt *Mein Theresienstädter Tagebuch 1943–44* von Helga Pollak-Kinsky.

Vergleichbar dem Tagebuch der Anne Frank

Helga wuchs in Wien als einzige Tochter von Otto und Frieda Pollak auf, die ein Kaffeehaus beim Westbahnhof betrieben. 1938 wurde sie in die Tschechoslowakei gebracht, während die Mutter nach England flüchtete. Im Jänner 1943 wurde Helga mit ihrem Vater und weiteren Verwandten nach Theresienstadt deportiert. Ihr Tagebuch setzt am 17. Jänner ein: hektisches Packen, das Verlassen des vertrauten Heims, Fahrt und Ankunft. Helga wird in Gebäude L410 untergebracht: 30 Mädchen auf 28 m². Im Tagebuch schildert sie den Kontakt mit den Zimmergenossinnen und Reibereien mit den Betreuerinnen. Sie beschreibt, wie es ihrem Vater, Verwandten und Bekannten ergeht. Da sie oft krank ist, muss sie ins Marodenzimmer. Großen Raum in ihrem Denken nehmen Nahrungsmittel ein: Was es zu essen gibt, was per Paket gekommen ist. Von den Theater-, Konzert- und Operaufführungen ist sie entzückt. Sie träumt davon, später Ärztin zu werden. Ergänzt werden ihre Einträge durch die Notizen ihres Vaters, die sich mit Helgas Entwicklung und Ereignissen im Ghetto befassen. Ergänzt wurden die Aufzeich-

Während meines Gesprächs mit Helga Kinsky in ihrem Wohnzimmer sah ich auch einen Ordner mit alten Fotos und Unterlagen durch. Dabei fiel mein Blick auf eine Zeichnung, deren Stil ich kannte. Ich schnappte nach Luft. Das war eine Bild von Jo Spier, einem holländischen Maler und Karikaturisten, der Ghettoaufnahmen in Aquarellen festgehalten hatte. Berühmt sind seine Skizzen von den Dreharbeiten im Jahr 1944, die einen Rückschluss auf das vollständige Drehbuch ermöglichen. Jo Spier wurde nach dem Krieg der Kollaboration mit den Nazis angeklagt und freigesprochen. Er wanderte in die USA aus, wo er 1978 starb. Die Filmskizzen befinden sich heute im Widerstandsmuseum Amsterdam (Instituut voor Oorlogs-, Holocaust- en Genocidestudies), sein Nachlass im Museum seiner Heimatstadt Zutphen.

Wie kam dieses Original, das der Wissenschaft bisher unbekannt ist, in ein Wiener Wohnzimmer? „Man schickte uns Kinder in einen Raum, dessen Insassen weg waren, damit wir uns übrig gebliebene Dinge nehmen“, erzählt Helga Kinsky lapidar. „Die meisten holten sich Kleidungsstücke – ich nahm mir die Zeichnung.“





Helga Pollak-Kinsky (links) mit Anna Hanusová im Paul-Löbe-Haus in Berlin. Die Betten sind Nachbauten der Originalbetten aus dem Zimmer 28 im KZ Theresienstadt.

nungen durch die Herausgeberin, die historische Hintergrundinformationen und Helgas heutige Erinnerungen im Buch präsentiert. Familienfotos, Kinderzeichnungen, Briefe, Postkarten und Dokumente veranschaulichen die Erzählung.

Das Tagebuch endet am 5. April 1944 – der folgende Band wurde zerstört. Ab da zeichnen Otto Pollaks Notizen und Helgas Erinnerungen ihren Weg nach: Transport nach Auschwitz im Oktober 1944, Selektion an der Rampe, Arbeitslager Öderan, Evakuierung, Rückkehr nach Theresienstadt und Befreiung. Das Buch endet mit Briefen aus der Nachkriegszeit, einem Abriss von Helgas weiterem Lebenslauf sowie einem Nachwort des Klagenfurter Erziehungswissenschaftlers und Mauthausen-Komitee-Vorstands Peter Gstettner, in dem er schreibt: „Die Geschichte der jugendlichen Helga Pollak ist ein Modellfall der Erinnerung und des Gedenkens an das Schicksal der europäischen jüdischen Kinder. Ihre autobiografischen Aufzeichnungen sind vergleichbar mit dem Tagebuch der Anne Frank.“

Ghetto-Kennntnis vorausgesetzt

So berührend sich das Tagebuch liest, insbesondere das liebevolle Verhältnis von Vater und Tochter, so muss doch bedacht werden, dass es um Gedanken eines damals 13-jährigen Kindes handelt. Großen Raum nehmen die typischen Probleme von Zu- und Abneigung junger Mädchen ein. Ausführlich beschreibt Helga die Nahrungsmittel, die verfügbar waren – eine Folge des steten Hungers. Hier könnte jedoch leicht ein falscher Eindruck entstehen. Manchmal wäre mehr Hintergrundinformation wünschenswert gewesen. Der Besuch der Delegation des Internationalen Roten Kreuzes am 23. Juni 1944 bleibt ebenso unkommentiert

wie Helgas Mitwirken an den Dreharbeiten für den Propagandafilm *Der Führer schenkt den Juden eine Stadt* unter der Regie Kurt Gerrons. Auch die Zählung im Bauschowitzer Kessel am 11. November 1943, bei der etliche Insassen starben, hätte eine Erklärung verdient. Eine gewisse Grundkenntnis des Ghettos Theresienstadt ist jedenfalls für das Verständnis hilfreich. Und man darf nicht vergessen: Kinder waren in Theresienstadt besser versorgt, weil der Ältestenrat beschlossen hatte, in diese Hoffnungsträger für eine bessere Zukunft zu investieren. Hingegen starben ältere Menschen zu Tausenden an Hunger, Entkräftung und Krankheiten.

Am Ende war ich der SA-Mann

Das Buch liefert auch Einblicke in die Nachkriegszeit: Während Helga zu ihrer Mutter nach London reiste, kehrte ihr Vater nach Wien zurück. Im Gespräch erzählt sie, dass dieser nach der Shoa ein gebrochener Mann war. Den Verlust seiner gesamten Familie hat er nicht verkraftet. Sein geliebtes Kaffeehaus konnte er nicht wiedereröffnen: Es war von der französischen Besatzungsmacht beschlagnahmt worden. Bezeichnend für das Klima in der Stadt sind die Briefe von Otto Pollak aus dem Jahr 1945: „In Wien musste ich das hastige Bestreben aller, die Vergangenheit vergessen zu machen, belächeln. Ich beobachte die Mimikry der Wiener, die sich einen neuen Anstrich geben wollen, um in der neuen Umwelt nicht aufzufallen. Die Korszil (Anm. eine Verwandte) wollte in unserem Hause eine Wohnung, und als man daran gehen wollte, eine Naziwohnung zu räumen, will niemand bei der Partei gewesen sein. So erlaubte ich mir das bittere Scherzwort ‚Zum Schluss werde ich der SA-Mann gewesen sein‘.“

Unterschied zwischen Deutschland und Österreich

Das Erscheinen des Tagebuches wurde von hiesigen Medien breit wahrgenommen. Erstaunlich ist jedoch, dass Helga Kinsky, die seit vielen Jahren als Zeitzeugin arbeitet, mehrheitlich von deutschen Stellen eingeladen wird, weniger von österreichischen. Sie war im Deutschen Bundestag, im Leipziger Gewandhaus, in der Berliner Akademie der Künste. Nach der Diskrepanz befragt, antwortet sie: „In Österreich wird nicht viel Zeitzeugenarbeit gemacht. Im Unterricht wird der Zweite Weltkrieg in zwei bis vier Stunden erklärt, inklusive Holocaust. Mauthausen wurde nicht adäquat als KZ gezeigt. Seit der Renovierung werden Zivildienstler schnell geschult, während in Deutschland KZ-Guides richtig ausgebildet werden. Da besteht ein großer Unterschied.“

In Deutschland erlebt Helga Kinsky immer wieder große Offenheit, privates Engagement, persönliche Initiative. Für ihre Arbeit wurde sie vergangenen Herbst mit dem deutschen Bundesverdienstkreuz ausgezeichnet. Wie war das: Der Prophet gilt nichts im eigenen Land?

Helga Pollak-Kinsky
Mein Theresienstädter Tagebuch 1943–1944 und die Aufzeichnungen meines Vaters Otto Pollak



Herausgeberin
 Hannelore Brenner
 Edition Room 28,
 Berlin 2014
 286 Seiten, EUR 22

Suchbild auf Jiddisch ...

Bis uns der Tod scheidet: Stein – Toklas – Damen in der Sommerfrische.
Finden Sie sechs Veränderungen.

VON MICHAELA SPIEGEL



1. "A ROSE IS A ROSE"
2. "THE ALICE B. TOKLAS COOK BOOK"
3. BABY JOHN HEMINGWAY
4. PICASSO-PORTRÄT VON GERTRUDE
5. PETER SELLERS "IN I LOVE YOU, ALICE B. TOKLAS"
6. LEIGH TAYLOR-YOUNG IN "I LOVE YOU, ALICE B. TOKLAS"



FOTO©: PETER RICAUD

VON MARTIN ENGELBERG

Keine Angstmacherei und Hysterie!

Nach einem weiteren Attentat auf eine jüdische Einrichtung in Europa ist eine nüchterne Analyse der Situation angebracht – keine Angstmacherei und Hysterie und schon gar nicht der Missbrauch des Anschlags für politische Kampagnen. Zur Situation der Juden in Europa einige harte Fakten: In einer vor kurzem veröffentlichten Untersuchung des renommierten US-Meinungsforschungsinstituts Pew Research Center wurde die Einstellung der Bevölkerung in den sieben größten EU-Ländern gegenüber Juden abgefragt. Das Ergebnis: In Frankreich, Großbritannien und Deutschland haben lediglich zehn Prozent oder weniger der Einwohner eine negative Einstellung gegenüber Juden – Tendenz stark fallend. So ist etwa in Deutschland der Anteil der jüdenfeindlich eingestellten Personen von 24 Prozent (1991) auf heute fünf Prozent gefallen. Das ist ein erstaunliches Ergebnis, zumal wir von der jüdischen Gemeinde Wiens und auch anderen jüdischen Organisationen laufend Horrormeldungen über den dramatischen Anstieg des Antisemitismus in Europa bombardiert werden.

Auch Avi Primor, der Leiter des Zentrums für europäische Studien an der Universität Herzlia und einst israelischer Botschafter in Deutschland, hat die Entwicklung des Antisemitismus eingehend studiert. Über das Ergebnis sagte er jüngst bei einer Buchpräsentation im Jüdischen Museum in Wien: „Unsere Untersuchung zeigt, dass der Antisemitismus seit dem Zweiten Weltkrieg ständig schrumpft. Er schrumpft überall. Damit wir uns aber nicht missverstehen: Das bedeutet

nicht, dass es keinen Antisemitismus mehr gibt. Es gibt in Europa weiterhin den Antisemitismus, es gibt Neonazis und Nazis. Das gibt es alles. Aber das alles wächst nicht, im Gegenteil – es geht zurück.“

Sorge hingegen bereitet ein neuer Antisemitismus: Der Juden Hass von in Europa lebenden Moslems, den diese aus ihren Heimatländern mitgenommen haben und der durch den Konflikt im Nahen Osten ständig genährt wird. Dafür sorgen – ganz bewusst – auch Politiker wie der türkische Regierungschef Erdogan sowie muslimische Hassprediger. Solche irregeleitete Menschen verüben dann Anschläge wie jenen auf eine jüdische Schule in Toulouse im Jahr 2012, bei dem sieben Menschen ermordet wurden. Auch der Attentäter von Brüssel hat offensichtlich aus diesen Motiven gemordet.

Das führt zu einer grotesken Situation: Während sich die jüdischen Gemeinden in Europa innerhalb der traditionellen Gesellschaften viel sicherer fühlen, ja sogar auf Interesse und Sympathie stoßen, werden jüdische Einrichtungen verstärkt vor radikalen Moslems geschützt. So gleicht das jüdische Zentrum beim Praterstadion mit der ZPC-Schule, dem Maimonides-Heim und dem Hakoah-Sportzentrum mit seinen Betonmauern, Umzäunungen und allgegenwärtigen Kameras einem Hochsicherheitsgefängnis. Das ist deswegen so bedauerlich, weil dadurch eine unglaubliche Abschottung der jüdischen Gemeinde entsteht und unsere Kinder mit dem Gefühl aufwachsen, von einer feindlichen Umwelt umgeben zu sein. Auf der anderen Seite reagieren Nicht-Juden befremdet, weil

sie diese rigorose Abschottung zumeist nicht verstehen können.

Was also tun? In der letzten Ausgabe unseres Magazins NU hat der US-amerikanische Rabbiner Marc Schneier darauf hingewiesen, dass es die größte Herausforderung des 21. Jahrhunderts für uns Juden sei, die Kluft zwischen Moslems und Juden zu verkleinern. Wir Juden, aber auch die europäischen Gesellschaften insgesamt, sind tatsächlich dringend gefordert, den Dialog mit den Muslimen aufzunehmen. Dabei ginge es nicht um Beschwichtigungsübungen, auch nicht um die Lösung des Nahost-Konfliktes. Gefordert wären vielmehr klare Bekenntnisse von führenden muslimischen Persönlichkeiten gegenüber dem Antisemitismus in ihren Gemeinden und eindeutige Verurteilungen von Gewalttaten. „Menschen, die für ihre eigenen Rechte eintreten, sind nur dann ehrenwert, wenn sie sich auch für die Rechte der anderen einsetzen“, fordert Rabbiner Schneier von seinen muslimischen Gesprächspartnern. Die muslimischen Gemeinden müssen erkennen, dass eine weitere Radikalisierung ihrer Mitglieder am Ende ihnen selber am meisten schaden würde.

Wir Juden müssen uns aber vor Angstmacherei und politischem Missbrauch schützen. Wer dauernd und bei jeder Gelegenheit schrill „Pogrom!“ schreit, fördert ausschließlich die Abstumpfung der Menschen in Europa gegenüber diesem Problem. Es sind jedoch genau die Gesellschaften, in deren Mitte wir als Juden leben, mit denen wir gemeinsam diesen Weg gehen müssen und deren Unterstützung wir benötigen.

Ihr Inserat in der Feiertagsausgabe von NU

Wir reservieren für Ihre Grüße und Glückwünsche zu Rosch Haschana auch heuer wieder einige Seiten in der nächsten Ausgabe unseres Magazins NU.

Es stehen Ihnen drei Sonderformate zur Auswahl:

Klein: 60 x 30 mm € 85,-

Mittel: 60 x 60 mm € 150,-

Groß: 120 x 60 mm € 290,-

**Bei Mehrfachschaltungen bieten wir Ihnen einen Rabatt von bis zu 20 % an.
Das gilt auch für die regulären Formate: 1/3, 1/2, 1/1 Seite. Sprechen Sie uns an!**

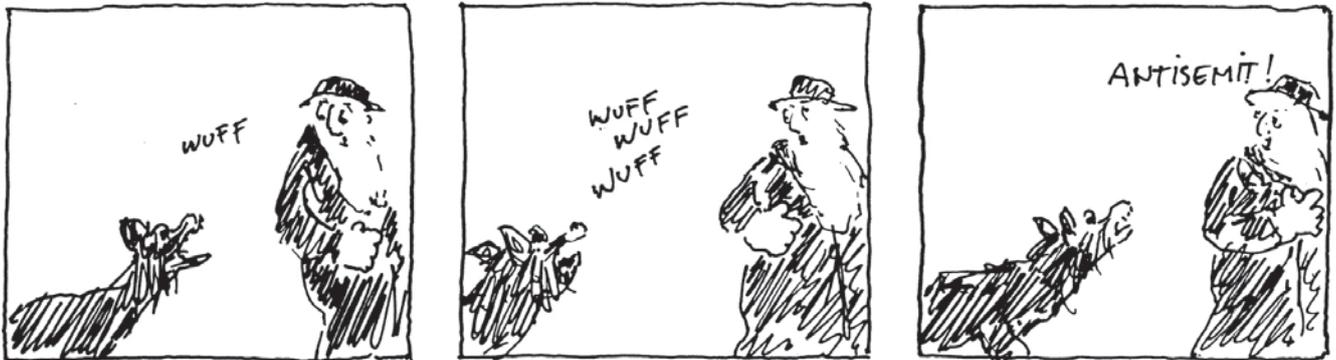
Alle Preise zuzüglich 20 % MwSt und 5 % WA.

Annahmeschluss: 24. August

Erscheinungstermin: 18. September

Bitte richten Sie Ihre Anfrage an Gesine Stern:
gesine.stern@nunu.at, Mobiltelefon 0676/ 566 85 23

VON RUTH LEWINSKY (ZEICHNUNG) UND CHARLES LEWINSKY (TEXT)



Perspektive wechseln



www.datum.at/abo

DATUM
Magazin für Politik
und Gesellschaft

UNSERE AUTORINNEN UND AUTOREN



Martin Engelberg

Der **NU**-Herausgeber ist Betriebswirt, Psychoanalytiker, Coach und Consultant. Er ist im Schnittbereich Politik/Psychoanalyse und Wirtschaft/Psychoanalyse tätig.



Johannes Gerloff

hat in Tübingen, Vancouver und Prag evangelische Theologie studiert und lebt seit 1994 mit seiner Familie in Jerusalem. Er arbeitet als Nahostkorrespondent des Christlichen Medienverbundes KEP.



Jacqueline Godany

lebt als Fotografin in Wien.



Ida Labudović

Die **NU**-Chefin vom Dienst ist in Belgrad geboren, wo sie Ethnologie, Kultur- und Sozialanthropologie studierte. Sie lebt seit 2007 in Wien und ist Mitarbeiterin von M-Media.



Charles Lewinsky

ist Schriftsteller. Sein letzter Roman schildert das Leben des Schauspielers und Regisseurs Kurt Gerron.

Ruth Lewinsky

begann als Grafikerin, wurde dann Cranio-Sacral-Therapeutin und veröffentlichte im letzten Jahr ihren ersten Gedichtband.



Peter Menasse

Der **NU**-Chefredakteur ist selbstständiger Kommunikations- und Organisationsberater und Buchautor.



Rainer Nowak

Der Chefredakteur der Tageszeitung *Die Presse* ist ständiger **NU**-Mitarbeiter. Er ist Vater zweier Töchter.



David Rennert

ist Politikwissenschaftler und Wissenschaftsredakteur der Tageszeitung *Der Standard*.



Ute Rossbacher

ist seit ihrem Studium (Philosophie und Soziologie) als Online-Redakteurin tätig. Derzeit ist die aus der Steiermark stammende Journalistin für das Männerportal weekinger.at verantwortlich.



Katja Sindemann

ist Journalistin, Regisseurin von TV-Dokus und Autorin mehrerer Bücher. Die Historikerin und Religionswissenschaftlerin leitet die Agentur Vienna Media Office.



Danielle Spera

Das **NU**-Gründungsmitglied ist Direktorin des Jüdischen Museums Wien. Davor war sie ORF-Journalistin und Moderatorin. Sie studierte Publizistik- und Politikwissenschaft, u. a. Autorin des Buches *Hermann Nitsch – Leben und Arbeit*.



Michaela Spiegel

Die **NU**-Rätseltante studierte Malerei an der Angewandten in Wien und der École nat. sup. des Beaux Arts in Paris. Sie zählt sich zur Schule des feministischen Irrealismus. Zahlreiche Ausstellungen und Publikationen.



Anatol Vitouch

ist Schachmeister und Absolvent der Wiener Filmakademie. Gründungsmitglied der Künstlervereinigung „DIE GRUPPE“.



Herbert Voglmayr

Nach dem Studium der Sozial- und Wirtschaftswissenschaften berufliche Tätigkeit an der Universität und in der Erwachsenenbildung. Seit 2004 freiberuflicher Publizist. Neben seiner Tätigkeit für **NU** verfasst er Kultur- und Weinreiseführer durch italienische Weinregionen.



Peter Weinberger

war bis 2008 Professor für Allgemeine Physik an der TU Wien und ist seitdem Gastprofessor an der New York University. Er ist auch literarisch tätig.



Lukas Wieselberg

ist Wissenschaftsredakteur bei Ö1 und Leiter von science.ORF.at.

FOTO ©: PETER RIGAUD



Von weggelegten Kindern und alten Egos

DER ZWIEKOMMENTAR VON PETER MENASSE

Menasse: Herr Walter, einen Kognak bitte.

Ober Walter: Herr Menasse, seit wann trinken Sie Schnaps? Und das am helllichten Tag. Soll ich nicht lieber einen Espresso bringen?

Menasse: Die Verzweiflung, Herr Walter, die Verzweiflung.

Ober Walter: Was ist passiert? Und wo ist eigentlich Herr Javor?

Menasse: Das ist es ja. Herr Javor redet nicht mehr mit mir.

Ober Walter: Warum das?

Menasse: Er hat beschlossen, **NU** wegzulegen. Das Kind ist zu ungezogen geworden. Jetzt sitze ich nach fast fünfzehn Jahren alleine da und habe niemanden zum Dajgezzen. Herr Walter, bringen Sie mir einen Kognak.

Ober Walter: Aber nicht doch, Herr Menasse. Hier ist Ihr Kaffee. Und Sie können doch auch alleine die Seite füllen, was brauchen Sie einen Zweiten dazu?

Menasse: Es bleibt mir auch gar nichts anderes übrig. Einen Kognak bitte.

Ober Walter: Ich bringe Ihnen später noch einen Kaffee. Jetzt muss ich zu den anderen Tischen. Es gibt schon eine Revolte im Lokal, weil ich dauernd bei Ihnen stehe.

Menasse: Na gut, verlassen Sie mich auch noch. Werde ich halt alleine dajgezzen. Ich spreche einfach zu meinem Alter Ego.

Alter Ego: Wenn es Kognak gibt, bin ich dabei.

Menasse: Ruhe, ich muss denken. Wie fange ich an? Weltpolitik, österreichische Zwergenpolitik, jüdische Gasse, Sport oder gleich Wetter?

Alter Ego: Du kennst dich ohnehin mit nichts davon aus.

Menasse: Du meinst, es ist wurst.

Alter Ego: Jetzt fang doch du nicht auch noch mit der Conchita an.

Menasse: Nein, ich meinte nur, es spielt keine Rolle.

Alter Ego: Erstens sag nicht immer „es“ zur Conchita, sondern „sie“, und zweitens wird sie schon bald eine große Rolle spielen.

Menasse: Sie hat allerdings vergessen, vor dem Song Contest ein Album aufzunehmen. Mit den Einnahmen, die ihr jetzt entgehen, könnte man das österreichische Budget sanieren.

Alter Ego: Nicht, wenn unser Finanzminister das Geld zur Verwaltung bekäme.

Menasse: Ach, jetzt fällst auch du in die allgemeine Politikerbeschimpfung ein. Wir haben keine anderen, also müssen wir die vorhandenen hegen und pflegen.

Alter Ego: Ich finde, das Taschengeld, das sie von uns bekommen, ist ohnehin schon viel zu hoch. Was allerdings fehlt, sind Volkshochschulkurse für Minister, in denen sie ihre Fachgebiete lernen können.

Menasse: Du verstehst nichts von Politik. Heinrich Böll sagte einmal, dass Politik bemüht sein müsse, die Macht und deren Möglichkeiten übereinander zu bringen.

Alter Ego: Aha, und unsere Politiker interpretieren das so, dass sie die Macht nutzen, um die Möglichkeiten umzubringen. Das bringt mich auf die EU-Wahl. Was sagst du zu den zwei Spitzenkandidaten?

Menasse: Ich hätte andere aufgestellt. Da muss man nur in Wikipedia im Kapitel Mittelalter nachschauen. Junker sind Adelige

ohne Ritterschlag. Völlig ungeeignet für eine Führungsrolle. Und Schulzen waren die Geldeintreiber der Herrschenden.

Alter Ego: Dann kommt Schulz ja gut hin.

Menasse: Alter, du bist ein Zyniker. Herr Walter, bitte noch zwei große Espresso.

Ober Walter: Aber Herr Menasse, wozu brauchen Sie zwei Kaffee? Sie sind doch heute alleine da.

Menasse: Ach ja, dann also nur einen für mich. Aber Herr Walter, das erinnert mich an die Geschichte von dem Mann, der in die Bar kam und zum Barkeeper sagte: „Bringen Sie mir zwei Whisky, einen für mich und einen für meinen Freund.“ Das machte der Mann von nun an jeden Abend, er kam, bestellte zwei Whisky, einen für sich und einen für seinen Freund und ging zufrieden davon. Eines Tages aber bestellte er nur einen Whisky. „Was ist passiert“, fragte der Barkeeper, „ist ihr Freund gestorben?“ „Nein“, sagte der Mann, „ihm geht es gut, aber ich habe mir das Trinken abgewöhnt.“

Ober Walter: Na gut, ich hole Ihnen jetzt einen Kaffee.

Alter Ego: Mit Witzeerzählen könntest du dir wirklich kein Geld verdienen.

Menasse (laut): Herr Walter, vergessen Sie den Espresso, bringen Sie mir einen Kognak.

Alter Ego: Na endlich.

* Dajgezzen: sich auf hohem Niveau Sorgen machen; chochmezzen: alles so verkomplizieren, dass niemand – einschließlich seiner selbst – sich mehr auskennt.



P.b.b. • Verlagspostamt 1010 Wien • Zulassungsnr.: 02Z033113M

IMPRESSUM

NU – Jüdisches Magazin für Politik und Kultur
Erscheinungsweise: 4 x jährlich
Auflage: 5.400 Stück
Nächste Ausgabe: September 2014

HERAUSGEBER UND MEDIENINHABER
Arbeitsgemeinschaft jüdisches Forum
Gölsdorfgasse 3, 1010 Wien

KONTAKT

Tel.: +43 (0)1 535 63 44
Fax: +43 (0)1 535 63 46
Mob.: +43 (0) 676 566 85 23 (Gesine Stern)
E-Mail: office@nunu.at
Internet: www.nunu.at

BANKVERBINDUNG

BA-CA (BLZ 12000)
Kto.-Nr. 08573 923 300
IBAN = AT78 1100 0085 7392 3300
BIC = BKAUATWW

SIE SIND AN EINEM NU-ABONNEMENT INTERESSIERT?

Jahres-Abo (vier Hefte) inkl. Versand:
Österreich: Euro 15,-
Europäische Union: Euro 20,-
Außerhalb der EU: Euro 25,-

ABO-SERVICE, VERTRIEB & ANZEIGEN

Gesine Stern, Mob.: +43 (0) 676 566 85 23
E-Mail: gesine.stern@nunu.at

STÄNDIGES REDAKTIONSTEAM

Richard Kienzl (Artdirector), Ida Labudovic (Chefin vom Dienst), Peter Menasse (Chefredakteur), Vera Ribarich (Lektorat)

TITELBILD

© Alfieri/ TopFoto/ picturedesk.com

SATZ & LAYOUT

Wiener Zeitung GmbH, Maria-Jacobi-Gasse 1, 1030 Wien, www.wienerzeitung.at

DRUCK

Leykam Druck GmbH&CoKG, Bickfordstraße 21, 7201 Neudörf

OFFENLEGUNG GEMÄSS MEDIENGESETZ

Verein Arbeitsgemeinschaft jüdisches Forum mit Sitz in 1010 Wien, Gölsdorfgasse 3
Obmann: Martin Engelberg, Obmannstellvertreterin: Danielle Spera, KassiererIn: Ida Labudovic

Grundsätzliche Richtung:

NU ist ein Informationsmagazin für Juden in Österreich und für ihnen nahestehende, an jüdischen Fragen interessierte Menschen.
NU will den demokratischen Diskurs fördern.



*Anspruchsvolle Kunden setzen auf
Tradition, Pioniergeist & Unabhängigkeit*

Private & Institutional Banking since 1923.

MEINL  BANK

www.meinlbank.com